

fr. Huck

VERDOLZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 22.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 1. Juni 1891.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. 5. W.

37. Jahrg.



Im Sinnen tief, im Willen groß,
 Das Herz voll Liebe, klar und rein,
 Der eignen Hoheit ahnungslos,
 Obwohl umstrahlt von Ruhmeschein;
 Allzeit getreu in Wort und That,
 Gerecht und weise, stark und kühn,
 Erprobt in deines Kaisers Rath,
 Des Reiches erster Paladin —

So schrittest du durchs Leben hin,
 Ein schlichter Krieger, allverehrt,
 Von Durst nach Ehren und Gewinn
 In Herzenshoheit unversehrt;
 So lebst du deinem Volke fort,
 Ob auch geschieden, immerdar;
 Dein Vorbild uns ein Trost und Hort
 Für alle Zeit, unwandelbar!

L. Z.

Jugendstürme.

Novelle von Alexander Kömer.

Nachdruck verboten.

Wir stammten aus derselben Stadt, hatten miteinander auf den Schulbänken gesessen und studierten in Heidelberg auf der gleichen Universität. Er war ein urfröhlicher Gesell und ein Riese an Körper und Geist. Ist es mir doch, als sähe ich ihn noch vor mir mit den rosigen Wangen — er besaß damals einen Teint, wie ein Mädchen, was ihn oft ärgerte — mit den blitzenden Augen und der blonden flatternden Mähne. Den blonden Teutonien nannten sie ihn im Corps. Immer saß ihm der Schelm im Nacken. Dabei that er es uns allen zuvor. Auf dem Fichtboden blieb er unbestrittener Meister, im Ringkampf konnte sich keiner mit ihm messen, beim Gelage hielt er aus bis zum Morgengrauen und trank uns alle unter den Tisch. Im Kolleg lag es dann trotzdem, wie in Schubfächern geordnet, in seinem Kopf, sein phänomenales Gedächtnis ließ ihn nicht ein einziges Mal im Stich. Die erste Göttin Wissenschaft war für ihn die vertraute Geliebte.

Er war eine Waise und nicht reich. Aber sein väterlich Erbteil warf ihm doch eine anständige Rente ab. Leider verstand er durchaus nicht hauszuhalten. Eine volle Börse haftete nicht bei ihm, was er besaß, teilte er mit jedem Bedürftigen. Geben, geben, mit vollen Händen, das war seine Freude. Mitunter trieb er es freilich etwas toll, und ich habe manche schlaflose Nacht seinetwegen zu verzeichnen, damals schon, als ich doch selbst noch ein sorgloser Bursche von zweiundzwanzig Jahren war. Mir war es nicht gleichgültig, wenn er im Karzer steckte, zu dem er reichlich oft verurteilt werden mußte, und wenn er gegen Ende des Semesters hungernd und frierend in seiner Bude saß. Ich allein, der ich selbst ein armer Hieb war, erfuhr das, den anderen verstand er solche Zustände umgemein geschickt zu verheimlichen. In die Hände der Wucherer gab er sich nicht, in dem Punkt hatte er Grundsätze und war er fest, wie Eisen.

„Da ist nichts zu machen, als krumm zu liegen, bis neue Zufuhr kommt,“ pflegte er lakonisch zu sagen.

Dit war der letzte Rock außer dem, den er auf dem Leibe trug, verjast, und somit Stubenarrest geboten. Aber weiser wurde er nicht für das kommende Duartal.

Als es ans Examen ging, bangte mir doch für ihn trotz seines glänzenden Kopfes. Er hatte immer nur ruckweise gearbeitet und ungeheuer viel gebummelt. Er mußte aber durch und aus dem wilden Corpsleben heraus, es war für ihn die höchste Zeit. Als ob es Ahnungen seien, so plagte mich die Furcht gerade um ihn.

Ich war indes ein Thor und Kleingläubiger gewesen, er bestand sieghaft. Nr. 1 cum laude — na, von den Unbefangenen hatte es niemand anders erwartet, und ein großer Jubelkommers krönte jenen denkwürdigen Tag. Was wurde da gezecht, gejubelt und gesungen, meist Lieder, die er gedichtet; denn der Pegasus war sein Leibross und der Parnass seine Heimat. Ich wußte mich oft vor Staunen nicht zu lassen, woher er es nahm, und wie leicht er die klingenden Verse aus dem Aermel schüttelte.

Ich langsamer und schwerfälliger Philister brummte noch ein paar Semester nach, es waren zwei Jahre vergangen, bis wir uns wieder trafen in unserer Vaterstadt K., wo er als flotter Referendar noch fast ganz aus der eigenen Tasche lebte und sich natürlich zum Löwen des Tages aufgeschwungen hatte. Nun, eine Karriere war ihm wohl so gut wie gewiß, seine glänzenden Fähigkeiten sicherten sie ihm. Ich zweifelte auch nicht, daß er bald verjast und höheren Ortes richtig gewürdigt werden würde. Und ich wünschte das für ihn, obgleich mir seine Nähe ein großer Gewinn war. Denn ich hatte die Unterlehrerstelle am Gymnasium in K. erhalten und plagte mich mit den unbändigen Rangen der Sexta.

Es war keine Großstadt, in der wir lebten, und ich sah mit Genugthuung, daß mein Apoll noch keinen Schaden gelitten unter der Kleinphilisterei um sich her. Seine Flügel trugen ihn weit über seine Umgebung hinweg.

„Komm! heute will ich dir einen guten Tag machen.“ Mit diesen Worten und einem besonderen, wie von einem stillen inneren Glück verklärten Gesicht trat er eines Sonntags morgens in meine Stube. „Ich will dich ins Paradies führen, in ein zauberisch holdes Winkelchen, wo es just noch so aussieht und zugeht, wie in jenem lieben Gottesgarten, ehe die arme Eva in den Apfel biß.“

Ich zog die Brauen in die Höhe, und meine Lippen kräuselten sich in einer Manier, die er zu deuten verstand. Ich kannte meinen Heißsporn und Schwärmer und wußte, daß im Paradiese eine Schlange gelauert.

„Alter mürrischer Gräbler und Zweifler,“ schalt er mich, denn meine Gedanken erriet er sofort, „wenn es mir nur einmal gelänge, dich für etwas zu begeistern. Heute aber gelingt es mir trotz allem, komm, mache dich fertig und spüte dich.“ Ich folgte ihm, wie ich es schließlich immer that. Er nannte mich seinen Mentor, in Wahrheit aber hatte er von jeher die Führerrolle gehabt.

Es war ein sonniger Frühlingmorgen, schon gegen Ende des Mai, und die Rosen brachen überall hervor. Wir schritten durch die sonntäglich stillen Straßen, ich gab meiner Jugend ein böses Beispiel und schwenzte die Kirche. Mein Begleiter stand einen Augenblick still, als wir am Gotteshaus vorüber gingen, aus dem die Orgeltöne zu uns herausklangen, und entblökte sein Haupt. Seine Seele war weich und fromm, wie die eines Kindes, obgleich er selten in den steinernen Hallen zu finden war. Heute morgen bewegte ihn augenscheinlich Besonderes, denn ich sah, wie seine Augen feucht wurden. Unser Weg führte bis an das Ende des Stadtgebietes, an Gärten und blühenden Hecken entlang, da bog er in eine kleine winklige Gasse ein, welche nur alte, schon baufällige Häuser enthielt. Sie waren dem Untergang geweiht, die Baukommission hatte schon die Pläne entworfen für die Neubauten, welche hier entstehen sollten, denn die Gärten hinter diesen Häusern erstreckten sich bis an den Fluß, wo die modernen Anlagen begannen. An dem letzten der niedrigen Häuschen zog er die Glocke. Leichte Tritte erschallten im Innern, die Thür that sich auf, und ein junges Mädchen in weißem Sommerkleide stand auf der Schwelle.

Ja — alle Ehre seinem Geschmack — ich hätte es ja von ihm auch nicht anders erwarten können, das Mädchen war sehr hübsch. Schlank wie eine Tanne, rosig und lieblich wie eine

frisch erblühte Blume. Ihre köstlichen Augen strahlten ihn an, sahen augenscheinlich auch nur ihn, ich schlüpfte so unbemerkt nebenher.

„Leonore! Mein Freund, Doktor Heinrich Rosen, ich sprach dir von ihm und bringe ihn dir heut. Er weiß noch nichts, er sollte unser Glück in seiner ganzen Glorie sehen.“

Die schöne Leonore begrüßte mich mit einer gewinnenden Herzlichkeit, sie war wirklich reizend; warum nur fiel es mir dennoch wie ein Alp auf das Herz? Sie waren schon so weit miteinander, schon bei dem Du, es war schon alles ausgesprochen, mein Max gebunden.

Der helle Sonnenschein flutete durch die gegenüber liegende offene Thür über die laubere, mit roten Steinfliesen gedeckte Diele, man blickte in einen Garten mit blühenden Obstbäumen, welche ihren Schatten auf den saftig grünen Rasen und die bunt blühenden Blumen der Beete warfen. Eine stattliche Matrone trat aus der Küche; sie sah sehr behäbig aus, ein breites frisches Gesicht mit Doppelkinn und gewöhnlichen Zügen, die sich jetzt zu großer Freundlichkeit glätteten.

Ich konnte es wieder nicht sagen warum, aber die Frau gefiel mir nicht. Es wurden noch mehr Stimmen laut, zwei andere junge Mädchen in hellen Kleidern, Schwestern Leonores, wohl einige Jahre älter als sie, umringten und bewillkommneten uns. Wir wurden in den Garten geführt, wo unter einer breitläufigen Linde an einem zierlich gedeckten und sehr reichlich besetzten Frühstückstisch ein alter Herr im Lehnstuhl saß. Er hatte silbergraue Locken und ein fettglänzendes Gesicht und ließ sich durch die fröhliche Bewillkommnungsszene nicht in seiner behaglichen Mahlzeit unterbrechen. Er legte erst, als wir nahe herzutraten, Messer und Gabel nieder, wuschte sich mit der Serviette den Bart ab und streckte uns mit der Würde eines Patriarchen die Hand entgegen.

Ja es war ein Idyll, ein lauschiges Plätzchen, wo man es sich wohl sein ließ und dem materiellen Behagen sein volles Recht einräumte. Mein Max neben seiner Leonore, ihre Hand in der seinen, Vater, Mutter und die beiden ebenfalls hübschen Schwestern im Kreise umher, sie bildeten eine reizende Gruppe. Die Blumen dufteten, die Vögel sangen, das blendend weiße Damasttuch glänzte im durch die Zweige gebrochenen Sonnenlicht. Ledere Speisen, saftiger Schinken, kaltes Geflügel, goldgelbe Butter, Salat, süße Früchte, perlender Rheinwein in fein geschliffenen Gläsern zierte die Tafel.

Wer waren denn eigentlich diese Menschen? Ich erfuhr es nach und nach. Der Vater war Krämer gewesen und hatte sein Geschäft veräußert, um sich in das billig erstandene Häuschen zurückzuziehen. Ich erinnerte mich jetzt, den Namen bereits gehört zu haben, schon — ich grub in meinem Gedächtnis, es war mir, als habe sich an den Namen etwas Dunkles geknüpft. Ich fand es nicht gleich, erst später. Es hieß allerdings, er sei ein dunkler Ehrenmann, es hatten da Dinge geschwebt, welche nur kurz vor der Einmischung des Untersuchungsrichters abgehängt waren. Die Töchter aber waren hübsch und wohlgelitten, das gastliche Haus, wo es stets lustig zuging, lockte viele an. Ob die Leutchen in solchen, guten Verhältnissen waren, das war für meinen lieben Max winnigenswert, denn ich hatte Grund zu fürchten, daß sein väterlich Erbe mittlerweile bedenklich zusammengeschrumpft war, und seine Einnahmen zählten noch gleich Null. Und wenn er solch ein Paradies erhalten wollte, im heutigen Garten Eden wuchsen diese guten Dinge nicht mehr wild.

Aber an diesem Tage wurde auch mein schwerer Sinn aufgeheitert und angeheitert von dieser allgemeinen Fröhlichkeit und Glückseligkeit. Die Welt da draußen, hinter diesen schützenden Gartenmauern und jenseit der engen Gasse verjast, hier tanzten und sangen die lieblichen Ewädächter um uns her, hier war aller Zwang, jede kühle Form verbannt, ich begriff es, daß er, der Enthusiast, es das Paradies genannt. Ich mühte mich, auch nur Frieden und Unschuld zu sehen, und fand mich selber abseufzend, wenn in dieser schönen Harmonie mir noch Zweifel durch den Sinn flogen. Auch ich mußte zu Tische da bleiben, auch ich ward in den Wirbelfanz mit hinein gerissen.

Spät am Abend gingen wir miteinander nach Hause. Maxens Augen glänzten, seine Seele war voll Jauchzen. Der reichlich genossene Wein machte ihn noch berebter als sonst, er entwarf Zukunftspläne. Er war ja mittelam und offenerzig bis zur Thorheit, so entrollte er mir ein klares Bild seiner Finanzen.

Es war jetzt schade, aber doch nicht anders möglich gewesen. Sein väterlich Erbteil war aufgezehrt. Im letzten Jahre hatte er einem alten Corpsbruder, der nahe am Verbummeln noch in eine richtige Leidenschaft für ein braves, aber armes Mädchen verfallen war und notwendig eine größere Summe zum Anfang einer geordneten und soliden Existenz gebrauchte, mit dem Rest geholfen.

Max nahm den Hut ab und strich mit der Hand ein paar mal feufzend durch den üppigen Haarwald. „Es ging nicht anders, wirklich und wahrhaftig nicht,“ sagte er, als ob er sich vor mir oder vor sich selbst entschuldigen müsse, „der arme Kerl wäre zu Grunde gegangen, hätte ich ihm nicht geholfen. Die Examina konnte er nicht mehr machen, jetzt hat er einen kleinen Buchhandel gegründet und geheiratet, sie wird ihn am Seil nehmen — ohne sie war es aus mit ihm — ich freilich wußte damals noch nicht —“

„Daß du auch eine ‚sie‘ fändest, die dich ebenfalls am Seil nehmen sollte,“ ergänzte ich lachend seine stockende Rede. Er fraute seinen Kopf und lachte mit. „Nein, nein,“ rief er, „Leonore ist aus anderm Thon geformt, sie ist eine Kiste auf dem Felde, die niemals daran denken wird, wovon sie kleiden und nähren. Mir selbst ist es, als wäre sie mit den schneeigen zierlichen Hüllen geboren, und es könnte nie anders um sie und an ihr sein.“

„Nun ihre Eltern scheinen ja wohlhabend zu sein,“ warf ich hin.

Er schüttelte gedankenvoll den Kopf. „Da ist nichts übrig im Haushalt,“ meinte er, „ich verachte auch jeden Mann, der sein Weib nicht allein zu ernähren vermag. Ich habe auch bereits einen Entschluß gefaßt, wollte aber mit dir nicht eher davon reden, als bis du Leonore gesehen. Sieh, bis ich auf dem gewöhnlichen Wege in Amt und Würden, d. h. in eine ausreichende Brotstelle komme, das dauert noch etliche Jahre. Und was ist im Grunde Glück? Doch nur die Erfüllung dessen, was das Herz am heiftesten ersehnt. Ich habe keinen Ehrgeiz, ein traurer Herr, ein süßes Weib, danach trage ich Verlangen. Und als ob der Himmel selber mir die Wege weisen wollte, kam vor wenigen Wochen vom städtischen Kollegium an mich die

Anfrage, ob ich den Posten des Sekretärs, der erledigt ist, übernehmen wolle. Er sichert mir eine sofortige Einnahme, die für bescheidene Bedürfnisse genügt, und Aussicht auf Erhöhung des Gehaltes mit den Jahren.“

Ich stand still, ein großer Schrecken packte mich und hemmte meinen Schritt. „Mensch!“ rief ich aus, „das bedeutet aber für dich ein lebenslanges Festfesseln in subalternen Stellung. Du wirst nicht mehr dazu kommen, dein zweites Examen zu machen, du bleibst hier in den kleinen Verhältnissen hängen, das kannst du, das wirst du nicht wollen.“

Er lächelte und sah mich ganz mitleidig an, als ob ich in den engsten Vorurteilen befangen sei. „Was wäre es denn Großes,“ meinte er, „wenn ich als Vortragender Rat, oder gar Geheimrath, oder sonst als irgend ein großes Tier auf verantwortlichem Posten in der Reichshauptstadt säße, mit allen meinen Kräften auf der großen Leiter kletterte, wo einer immer den anderen herabzustößen sich müht, um Raum für sich zu gewinnen. Das Glück lockt mich nicht. Glaube es mir, was ich mir erwählt habe, ist ein besseres. Es gilt freilich noch immer, ein wenig zu warten, Leonore soll in kein kaltes, ungeschmücktes Haus einziehen. Ich werde fortan sparen. Du sollst es erleben, wie ich sparen werde für unsere Ausstattung, für den Aufbau des eigenen Herdes.“

Er preßte meine Hand und blickte dann zum Sternenhimmel empor. „O, mein Gott! welch ein Glück! welch ein Glück!“ murmelte er. Mich drückte ein schwerer Alp. Dieser begabte Mensch, mein stolzer Max wollte freiwillig sich die Flügel so arg beschneiden. Es kam sicher eine Zeit für ihn, wo er es bereute, und dann war nichts mehr einzuholen. Jetzt war er verliebt, wollte mit seinem Ungestüm sofort an Ziele seiner Wünsche sein, und darum warf er die glänzenden Aussichten, welche vor ihm lagen, hin, aus Bequemlichkeit, aus Ungebuld, aus Thorheit.

Ich redete auf ihn ein, so gut ich es vermochte, ich stellte ihm alle vernünftigen Gegenstände vor, er blieb unbeugsam, er lachte. „Lach mich!“ rief er, „ein jeder muß nach seiner eigenen Façon selig werden.“

„Sparen,“ wiederholte ich zuletzt noch ungläubig, „als ob du dazu imstande wärest, es je lernen könntest.“

„Du wirst es erleben,“ erwiderte er mit triumphierender Miene.

Ich schwieg und mußte ihn gewähren lassen. Die Zeit verging. Ich sagte mir zuweilen, daß man doch nie ein Urteil über einen Menschen fällen solle, wenn man ihn auch noch so genau zu kennen meinte. Max war wirklich wie ausgetauscht. Er sparte. Es war rührend anzusehen, wie er es sich am Munde abbarbte, wie er seine Garbebebe einschränkte und in der Kneipe es bei einem Schoppen bewenden ließ. Dabei war er in fröhlichster Laune. Nur wo es galt, sein gutes Herz einzuschränken, kam es ihm jauer an.

„Ich bin auf dem Wege, ein Fils zu werden,“ sagte er eines Tages zu mir. „Was mir anfangs blutjauer ward, geht jetzt ganz leicht. Ich ertappe mich schon einer gewissen gewohnheitsmäßigen Bewegung, die Goldstücke erst ein paar mal umzuwenden, ehe ich mich von ihnen trenne, und das Herz lacht mir beim Anblick von einem hübschen Sümmchen. Das alte garstige Metall!“

„Hüte dich, der Böse hängt daran,“ sagte ich lachend. „Wo bleibst du denn mit dem Ersparten? Legst du es auch sicher an?“ Er blinzelte pfffig zu mir herüber. „Nun, was denkst du denn, ich habe riesige Fortschritte gemacht, auch in der Selbsterkenntnis. Ich weiß, daß ich einen Schatzmeister brauche, und die Mutter der Geliebten ist ein solcher.“

Ein heilloser Schrecken fuhr mir durch die Glieder. Aber was wollte ich denn, ich Schwarzseher, wo sollte er vertrauen, wenn nicht dort, wo er sein ganzes Lebensglück erhoffte. Und doch — ich war öfter in jenem Familienkreise gewesen, stets gastlich empfangen, aber so angenehm die Eindrücke dort auch waren, solide Sparsamkeit herrschte nicht in jenem Haushalt. Eine so üppige Gastlichkeit, wie sie dort geübt wurde, erforderte Mittel, und Max nannte seine Leonore eine Kiste auf dem Felde, die nicht sorgt, wovon sie sich kleide. Das Wort war mir bisweilen eingefallen und hatte mir ein heimliches Lächeln entlockt. Die lilienhafte Einfachheit dieser Toiletten täuschte ein wenig, sie waren mit viel Geschmack und sorgfältiger Berechnung aus den feinsten Stoffen hergestellt und jedenfalls recht kostspielig.

Dazu waren mir, seit man von der Verlobung meines Freundes erfahren, allerlei Gerüchte zu Ohren gekommen, welche meine dunkeln Erinnerungen ergänzten und auch das heutige Treiben in jenem Hause aus anderen Gesichtspunkten beleuchteten, als mein guter Max es that. Weder der Vater noch die Mutter hatten einen guten Ruf, die Mutter sollte früher ihre Künste an manchen Männern geübt haben und ihre Töchter zu demselben Spiel erziehen. Es kam ihr nur auf ein lustiges Leben und eine reiche Versorgung für sie an, und bei den Schulden, welche sie kontrahierte, rechnete sie auf gutmütige Schwiegereltern.

Die Welt urteilt scharf und übertreibt oft. Ich selbst hatte freundliche Gastfreundschaft dort angenommen, mir widerstrebte es, Max zu warnen, ehe ich bessere Beweise für die Wahrheit solcher Klatschgerüchte hatte.

Es war wohl ein Jahr später, da traf ich ihn eines Abends in seltsamem Zustand in seiner Wohnung. Ich glaubte anfangs, er habe versäumt, seine Thür zu schließen, und sei gar nicht daheim. Es war stockfinster drinnen, und nichts regte sich, bis ich seine schweren Atemzüge hörte. Er schrak empor, als ich ihn anrief, er hatte mein Eintreten gar nicht bemerkt.

„Was ist dir?“ rief ich besorgt, „ist etwas geschehen?“ Er erhob sich schwerfällig, ich zündete rasch die auf seinem Schreibtisch stehende Lampe an und sah in sein Gesicht. Er sah verheert aus, ein harter Seelenkampf hatte seine Spuren dort zurückgelassen. Sein Mienenspiel war ohnehin allemal so sprechend, daß man leicht erriet, wenn ihn etwas bewegte.

„Belenuchte nur nicht diese Frage,“ sagte er in bitterm, sarkastischem Ton, „du siehst einen recht jämmerlichen Wicht vor dir, einen Egoisten von der kräftigsten Sorte.“

„Hoho!“ rief ich erstaunt, nicht ahnend, wo das hinauswollte. Er versank noch einmal in sein dumpfes Grübeln und schien meine Gegenwart wieder zu vergessen, bis meine wiederholten Veruche, ihn anzuregen, ihn schließlich zum Sprechen brachten. Bögernd und in Lösen kam es heraus — es wäre besser gewesen, er hätte es wenigstens für sich behalten, meinte er, denn zum Entschluß sei er allein gekommen, und daran, das fühle er, vermöge er mit all seiner Kraft nichts mehr zu ändern. Eine arge Veruchung war ihm genaht. Ein junger

Verwandter, der in seinem Elternhause mit ihm erzogen war und dann zur See fortgegangen, war wieder in der Heimat aufgetaucht. Seine Gesundheit hatte in fremdem Klima gelitten, krank, in der Sorge, zum Seebienste ganz untüchtig zu werden, wandte er sich an den Pflegebruder um Unterstützung und Hilfe. Er mußte in Höhenkurorte oder Bäder, in eine andere Laufbahn gebracht werden. „Dazu gehört Geld — Geld!“ rief Max, und seine Stimme klang mir rau und fremd in diesem Augenblick. „Ich habe es, Heinrich, ich habe es, aber ich gebe es nicht, hörst du, fassst du es, ich gebe es nicht. Denn um Ostern gedenke ich zu heiraten, gestern sah ich die Wohnung an, die ich mir ausgespäht, und das hübsche Mobiliar, womit ich Leonore überraschen will. Dazu reicht's eben — knapp — und für den armen kranken Kerl bleibt nichts übrig, so gut wie nichts, Heinrich, als diese elenden 100 Reichsmark, die ich da eben eingeseigelt, als Abfindungssumme, um ihn nur los zu werden.“ Er lachte, hart, heiser, es ging mir durch die Seele. Ich war im Moment nicht imstande, zu sprechen.

„So rede doch, halte nicht zurück mit deiner Verachtung,“ sagte er gereizt, „ich weiß, was du denkst, und ein jeder, der es hören würde — aber ich kann es nicht. Bin ich darum ein Knauser und Knicker geworden, habe Tag und Nacht nur einen einzigen Gedanken verfolgt, so extrübe ich es nicht, wenn ich nun von vorn anfangen sollte. Mag der arme Bursche zusehen, wie er durchkommt — zum Teufel, es geht manch einer zu Grunde.“

Er war aufgestanden, durchmaß das Zimmer mit großen Schritten und redete sich selbst in eine gewaltige Aufregung hinein. „Werde nur erst ruhig darüber,“ sagte ich, „du bist stets maßlos. Du weißt, wie oft ich dein sinnloses Geben und immer wieder Geben getadelt, wer könnte in diesem Falle von dir verlangen, daß du dein Glück, dein Vermögen opfern solltest, um einem anderen zu helfen? Diese Summe wird ihm einseitigen eine Beihilfe sein, später, selbst wenn du verheiratet bist, findet sich wohl noch ein Groschen zu weiterer Gutthat.“

Er stand vor mir und sah sinnend in das Lampenlicht. „Merkwürdig!“ sagte er, und seine Lippen kräuselten sich ironisch, „wie doch der Sophist in uns sofort zum Vorschein kommt. Da sagst du das selbe, was ich mir auch so gern vorspiegeln möchte. Aber seien wir wenigstens ehrlich. Einmal Leonore mein Weib und wir haben nie einen Groschen mehr übrig, wenn sich meine Einnahmen auch verdoppeln sollten.“

Ich war starr. „Aber Leonore stammt doch aus einfachen Verhältnissen,“ bemerkte ich, hatte aber im selben Moment den Gedanken, daß ich nach meiner inneren Ueberzeugung nicht die Wahrheit sprach.

„Einfach,“ wiederholte er, „sie kennt nichts, als Schönheit und Genuß des Schönen, das gehört zu ihr, sie könnte nichts entbehren, und weh mir, wenn ich sie je entbehren ließe.“

Also so beurteilte er sie und verklärte sich das natürlich, fand es poetisch und in der Ordnung, hätte es kaum anders haben wollen. Wie war ihm da zu helfen?

Ich suchte ihm mit überzeugungsvollen Worten einzureden, daß er sich zu hart anklage, nicht anders könne, als den Pflegebruder seinem Schicksal zu überlassen. Ich wurde aber zu meinem eigenen Aerger selber nicht ganz warm dabei, und der arme kranke Seemann jammerte mich, dem die verwöhnte Leonore die Hilfe abschneidet, auf die er wohl sicher gerechnet hatte.

Bei Max schlug aber jetzt die Stimmung um. „Du hast recht,“ sagte er, „ich bin ein Narr, wenn ich mir das Leben so schwer mache. Wieviel abschlägige Antworten auf solche Episteln mögen wohl geschrieben werden und kein vernünftiger Mann wird sich graue Haare darum wachsen lassen. Jeder ist sich schließlich selbst der Nächste.“

Und er erging sich in detaillierten Berichten über seine Thätigkeit der letzten Wochen, wo er heimlich Einkäufe und Bestellungen gemacht, eine Wohnung fest schon gemietet, seinen Geist in selbige Zukunftsträume versenkt und ein reizendes, phantastisch ausgeschmücktes Nest vor seinen Augen aufgebaut, in das er die Geliebte führen wollte. Er nahm aus dem Schubfach seines Schreibtisches einen mit Zahlen bedeckten Bogen, den er mir vorwies.

„Sieh, hier steht alles verzeichnet, was ich der Mama übergab, ha! ich habe noch heimlich gearbeitet, einige Erzeugnisse meiner Muse verwerflich. Ich mußte mitunter still ins Fünftchen lachen ob meiner Geheimnisthätigkeit und daß die Deutschen mir diese unbedeutenden Poesien so hübsch bezahlten. Was sagst du? Ein ansehnliches Stämmchen, davon lassen sich die schönen Dinge schon bekriegen.“

Seine Wangen glühten und sein Finger zitterte, als er an den Zahlenreihen hinabglitt und auf das Facit wies. Mich berührte es unheimlich, es war so seiner innersten Natur entgegen, dieses Rechnen und Berechnen. Ob er meine Gedanken erriet. Er sah mich plötzlich scharf an. „Der Böse hängt daran,“ murmelte er.

Ich verbrachte stets das Weihnachtsfest auf einem Gute bei meinem Onkel und war auch in diesem Jahr bis über Neujahr hinaus abwesend von der Stadt. Ich hatte Max in fröhlichen Vorbereitungen für das Fest, für das er sich viele Ueberrassungen erdacht, verlassen und wunderte mich, zum Jahreswechsel nicht ein Lebenszeichen von ihm zu erhalten. Er liebte sonst den Ausdruck seiner freudigen Empfindungen, war stets zum Mitteilen aufgelegt. Ich tröstete mich, daß er im Eifer über all den neuen Einrichtungen meiner vergessen.

Bei meiner Rückkehr fand ich viel zu thun, und am ersten Tage keine Zeit, ihn aufzusuchen. Da begegnete mir am Abend ein Bekannter. „Wie geht es Ihrem Freunde, Max Norden?“ fragte er mich.

Ich starrte ihn verwundert an. „Ich weiß nichts von ihm, ist er krank?“ brachte ich mühsam hervor.

Jetzt sah dieser mich seinerseits verdutzt an. „So, wissen Sie nichts?“ sagte er, „da thut es mir freilich leid, Sie — doch meine Nachricht stammt auch nur vom Hörensagen. Er soll plötzlich erkrankt sein, vielleicht mehr seelisch als körperlich, und man munkelt, daß seine Verlobung zurückgegangen sei.“ Ich hörte den Schall der Worte an meinem Ohr, aber sie wollten meinem Verständnis gar nicht eingehen. Ich stürmte fort, ohne meinem Berichterstatter zu antworten. Was war geschehen?

Es gelang mir erst nach Stunden, zu Max zu dringen. Seine Thür war verschlossen, und die Wirtin sagte mir, daß er seit vier Tagen schon sein Zimmer nicht mehr verlassen, kaum Nahrung zu sich genommen und keinen Menschen gesehen habe. Die Braut, auch die künftige Schwiegermutter seien ein paar Mal dagewesen, aber auch nicht eingelassen worden. So

schien doch das Gerücht von der aufgehobenen Verlobung unbegründet, sagte ich mir. Er sei entschieden krank und habe Fieber, berichtete die Wirtin weiter, verschmähe aber Arzt und jegliches Mittel. Ein paar Flaschen starken Wein, auch Cognac habe er sich wiederholt bringen lassen, ob das nun das Rechte sei, bezweifle sie. Das letztere erregte auch mir die meiste Besorgnis. Spirituosen im aufgeregten Seelenzustand waren jedenfalls verderblich.

Ich klopfte lange vergeblich, auf meine Bitte um Einlaß kam keine Antwort. Endlich gebrauchte ich in dem verzweifelten Fall eine indiskrete List. Ein Zufall hatte einmal verraten, daß mein Stubenschlüssel zu seiner Kammerthür paßte; ich operierte leise und geschickt so lange, bis ich seinen von innen stehenden Schlüssel herausgeworfen, und schloß dann mit dem meinen auf. Die Thür zu seinem Wohngemach war angelehnt, er hatte Licht und sah den Kopf tief auf das Pult gebeugt, wie ein Schlafender. Geräuschlos trat ich ein und ihm näher. Du lieber Gott! welch ein Anblick! Das Antlitz aufgedunsen von flammender Röthe, die Augen weit geöffnet, starrten gläsern ins Leere. Die Flaschen neben ihm gaben mir Kommentare — er war sinnlos betrunken. Mein Woll, mein Götterliedchen, den ich nie, auch bei den wildesten Studentengelagen nicht, im Rausch gesehen. Er hatte sich immer stramm gehalten, wenn alle anderen abfielen, hatte er immer als Sieger mit dem klaren Geiste über der Verwüstung gethronet, er — hier allein — sich zum Tier entwürdigend. Mir war, als ob mir das Herz brechen sollte bei dem Anblick.

Ich schüttelte ihn, ich rief ihn an, vergebens. Seine Zunge vermochte nur zu lallen, seine Glieder waren schwer. Ich entkleidete ihn mit Mühe und brachte ihn ins Bett. Da lag er schwer röchelnd und schnarchend in dem Raum, wo jedes Gerät den Stempel seines genialen Geistes trug, wo nur hehre und große Gedanken ihn umschwebt. Ich sah in düsterem Grübeln an seinem Lager und fragte mich, was war geschehen?

Am andern Morgen war er matt, wie ein Kind, die Augen eingesenken, die Wangen fahl und hohl. Er ließ seine Hand schlaff in der meinen ruhen und sprach kein Wort. Es war vergeblich, ihn etwas zu fragen, er konnte oder wollte keine Antwort geben. Ich entschloß mich also kurz und ging zum Hause seiner Braut.

Ich fand auch die Familie beisammen, aber man empfing mich feil und kühl. Leonore sah schon aus, die Schwefelstein entfernten sich bald, die Mutter hielt mir Stand. Sie setzte sich kampfbereit mir gegenüber und brach auch ohne Rückhalt mit der Sprache heraus. Max sei ein ganz überspannter Mensch, sie habe es schon lange bemerkt und für ihrer Tochter Zukunft manche Sorge daran geknüpft. Solche Menschen seien unberechenbar. Was es gegeben habe, nun — im Grunde eine Kleinigkeit. Er sei ja ein ungeduldiger Mensch und habe nichts im Kopfe, als die Heirat. Leonore sei noch jung genug und es ihr zu gönnen, daß sie vorerst noch ihr Leben ein wenig genieße. Nun habe er ja gepart und gescharrt — trotz seiner scheinbaren Liberalität sihe doch eine Geizader in ihm — und nun gemeint, das solle alles auf einem Brette hübsch bei einander liegen bleiben. Wozu denn das Geld da sei in der Welt, als um zu zirkulieren. Sie hasse solch Häufen und Scharren und habe allezeit dahin gestrebt, die Thren fröhlich zu machen. Für Leonore sei es auszugeben, dessen könne er sich getrösten, und für sie hätte er es ja zusammengehäuft. Aber es sei gar kein Reden möglich gewesen mit ihm, rein wie ein Döller habe er sich gebärdet.

(Fortsetzung folgt.)

Hellmuth Graf von Moltke.

Geboren 26. Oktober 1800, gestorben 24. April 1891.

Nachdruck verboten.

Es liegt in der Natur des deutschen Charakters, das Große und Schöne im Menschenleben willig und mit Freuden zu verehren, das Schwinden desselben tief und aufrichtig zu betrauern.

Die letzten Jahre haben uns zu trauernder Verehrung hinschwindender menschlicher Größe und Geistesgröße vielfach schmerzliche Veranlassung gegeben: wir sahen das Leben des königlichen Greises auf dem Thron der Hohenzollern dahinschwinden, auslöschen; wir sahen — ach! unter tausend heißen Thränen — die Kraft seines herrlichen Solnes unter einem tragischen Gesicht zusammenbrechen, sein Auge sich schließen, ehe denn es Abend geworden; wir sahen die wackeren Mitarbeiter von Vater und Sohn am großen Werk der Einigung und Neubildung des Deutschen Reiches dahingehen, einen nach dem anderen: jetzt schied der größte von allen, der Mann von antiker Charakterhöhe und Reinheit, schied Hellmuth Graf Moltke, der „Große Feldmarschall“ aus unserem Gesichtskreis, um nach einem mit allen Kränzen geschmückten, bis an die äußerste Grenze menschlicher Existenz hinausgeführten, reich gesegneten Leben sein weißes Haupt im stillen Mausoleum, das seiner edlen Lebensgefährtin Asche birgt, zur letzten Ruhe zu betten.

Ein großer und gerechter Schmerz senkt sich damit in das Herz unseres Volkes: ein Gefühl der Verwaisung, wehvoll vor allen anderen, macht sich seelenbedrückend geltend, und sorgend schweift unser Auge umher mit der stummen, bangen Frage: „Wer wird ihn uns ersetzen?“

Wir finden niemanden! — Nur die Hoffnung, nur das Vertrauen bleibt uns, der Weltgeist, der das Geschick der Völker in seiner Hand wägt, werde der deutschen Nation zu seiner Zeit wieder Männer erwecken, geistesmächtig, willenskräftig und von jener hohen Lauterkeit der Gesinnung, jener schlichten Charaktergröße, die an dem Entschlafenen unsere Generation in ehrfürchtiger Liebe bewundert hat! In dieser Hoffnung findet unser Volk die Kraft, einen Verlust zu ertragen, der im ersten Paroxysmus des Schmerzes fast seine Existenz zu bedrohen schien, und mit besänftigter Empfindung blickt es in das reiche erfolgsgekrönte Leben des großen Mannes und Helden, der nun dahingeshieden ist, zurück, im Geiste eine unvergleichliche Vergangenheit dankbar sich vergegenwärtigend.

Geburtsdag und -Jahr Hellmuth von Moltkes sind der 26. Oktober 1800. Er erblickte das Licht der Welt im Städtchen Parchim, wo seine Eltern, Hauptmann a. D. Fritz von Moltke und Henriette, geborene Baaschen, sich niedergelassen hatten. Wechselnder Aufenthalt führte die Familie später nach Lübeck, dann nach Augustenhof bei Kiel, wo der Hauptmann von Moltke sich angekauft hatte.

Die Erziehung des Knaben lag jahrelang in den Händen eines tüchtigen Landpredigers zu Hohenfelde; zwölfjährig kam Hellmuth in das Kadettenhaus nach Ropenhagen, wo er unter rauher Disziplin sechs freudlose Jahre verlebte.

Fleiß und Begabung ermöglichten es ihm, mit achtzehn Jahren den Offiziersrang zu erwerben; mit zweiundzwanzig Jahren trat er in preussische Dienste als Lieutenant in dem zu Frankfurt a. D. garnisonierenden 8. Infanterie-Regiment, und hier fiel, bei einer Inspektion, dem damaligen Prinzen Wilhelm, nachmaligem Kaiser und König, das geistvolle Antlitz des jungen, schlank aufgeschossenen Lieutenants auf. Der günstige Eindruck seiner Person und der noch günstigere einer militärischen Arbeit, die Moltke eingeliefert, hatten zur Folge, daß er im Jahre 1824 zur Kriegsakademie einberufen wurde, wo er drei Jahre unter unausgesetzten Studien, larm fituiert, aber innerlich glücklich, verlebte.

Mühlichst entlassen wurde Moltke bald darauf Lehrer an der Divisionschule zu Frankfurt a. D., zeichnete sich auch hier auffällig aus und erfuhr die Genußthung, als Premierlieutenant 1832 in den Großen Generalstab versetzt zu werden. Drei Jahre später war er Kapitän. In diese neue Charge sollte er sich im Vaterlande nicht einleben: ein lange gehegter, nun nicht mehr zu hemmender Trieb, das „große Spiel der Welt“ auf neuen Schauplätzen zu beobachten, seine Welt- und Menschenkenntnis in fernem Kulturländern zu vervollständigen, führte ihn im Herbst 1835, unter Benutzung eines dreimonatlichen Urlaubs, der sich ungeahnt auf volle vier Jahre ausdehnen sollte, in die Donauländer und weiter nach Konstantinopel, wo er dem Studium der türkischen Zustände, zumal der militärischen, Wochen und Monate widmete.

Seine ausgezeichnete Persönlichkeit blieb auch dort nicht unbemerkt. Der Seraskier Mehmed Chossef Pascha, mit der Umgestaltung des türkischen Heerwesens ernstlich beschäftigt und intelligenter Mitarbeiter an diesem großen Werke dringend bedürftig, erbat seinen Rat, seine hilfsreiche Teilnahme und erwirkte, als Moltke sich nicht unwillfährig erwies, vom König Friedrich Wilhelm III. für denselben einen unbeschränkten Urlaub.

Mit Feuereifer widmete sich der Hauptmann von Moltke fortan seiner neuen Aufgabe, entwickelte eine Umsicht, Kenntnis und Arbeitskraft, die den türkischen Behörden ein starkes Stützen und abstützte, und sammelte nebenbei eine solche Fülle von Kenntnissen, die Natur des Orients betreffend, daß er nachgehends manche Fachgelehrte der Ethnographie, zu deren höchster Verwunderung, meistern konnte.

Wie groß das Ansehen war, dessen sich Moltke seitens der Staatsbehörden, ja seitens des Sultans Mahmud selbst erfreuen durfte, erhellt am sichersten aus dem Umstande, daß letzterer, beim Ausbruch eines Krieges mit einem empörenden Vasallen, dem Vizekönig von Aegypten, Mehemed Ali, den preussischen Hauptmann zum „Musteschar“, d. i. zum beratenden Adlatus des Oberfeldherrn Hafiz Pascha berief und mit großen Vollmachten ausstattete. So wichtig hier auch seine Dienste waren, dennoch konnten sie nicht bewirken, daß der hochmütige Hafiz in einem verhängnisvollen Moment seinen Rat annahm: die Vernachlässigung desselben führte den Verlust der Schlacht von Nisib (24. Juni 1839) und damit einen vernichtenden Schlag für die Pforte herbei. Moltke selbst rettete nur mit Mühe sein Leben.

Diese und andere Erfahrungen, die er mit der zähen Schlaflosigkeit und hochmütigen Ueberhebung der türkischen Machthaber zu machen hatte, verleideten ihm den Aufenthalt im Orient; auch die Heimatssehnsucht machte sich geltend: so schiffte er sich, nachträglich noch mit Ehren überhäuft, nach Europa ein, nicht ahnend, welches Glück ihm dort aufbewahrt war.

Wir meinen nicht die Verleihung des Ordens pour le mérite, mit dem König Friedrich Wilhelm ihn ehrte, so glücklich ihn dieser auch machte; wir meinen die Herzensneigung, die ein edles, hochbegabtes Mädchen, Mary von Burt, für ihn faßte und durch Verlobung und bald folgende Vermählung mit ihm befestigte. Ein Viertelsjahrhundert reinen häuslichen Glückes und ungetrübten Friedens wurde ihm durch sie beschieden; die hochgeliebte Gattin ward ihm erst im Jahre 1868 durch den Tod entziffen.

In den Großen Generalstab zurückversetzt und dort in den wichtigsten Arbeiten thätig, stieg Moltke bald von Stufe zu Stufe. Im Jahre 1840 wurde er Major, 1848 Chef des Generalstabs des IV. Armee-corps, 1850 Oberstlieutenant, 1851 Oberst, im Jahre 1858 endlich Chef des Großen Generalstabes mit dem Range eines Generallieutenants.

Was Moltke in dieser hohen und unvergleichlich wichtigen Stellung für die Hebung des wissenschaftlichen Sinnes im preussischen Offizierstande, für die höhere Erfassung der Strategie, für die Kriegsbereitschaft des preussischen Heeres in jedem Augenblick und für jeden Feind gewirkt hat, wer möchte das in wenigen Worten hier zu sagen sich vermaßen! Es mag genug sein, darauf hinzuweisen, daß die Früchte seines Wirkens schon nach wenigen Jahren zur Reife, in den Kriegen von 1864, 1866, 1870 zu glorreicher Ernte kamen. Namentlich die beiden letzten Kriege, der Kampf Preußens gegen Oesterreich und die demselben anhängenden deutschen Staaten, im Zeitraum von einer Woche glorreich beendet, und der Krieg gegen Frankreich, der die ganze ungeheure Armee des Feindes, die Festungen des Landes und die Hauptstadt selbst in deutsche Gewalt brachte, legen ein unvergängliches Zeugnis ab für die ohne Beispiel dastehende, zauberhaft großartige Strategie des schweigmägen Schlachtenlenkers und sichern seinem Namen für alle Zeiten einen strahlenden Ehrenplatz in den Annalen der Kriegsgeschichte.

Nie ist ein Volk in der ganzen Welt in gleich klarer, ruhiger, genialer Leitung unweigerlich und unschlarbar von Sieg zu Sieg geführt, nie hat ein Mann im Herzen einer ganzen großen Nation einen gleich kostbaren Schatz an Dankbarkeit und rückhaltloser Verehrung sich erworben!

Nun ist er dahin, der hohe Mann, der in sich ein Abbild des Besten, das unserem Volke eignet, verkörperte! Wo gäbe es eine Klage, vollkönig und ergreifend genug, wenn er mit seinem Dahinscheiden uns auch verloren wäre! Aber er bleibt uns! Große Männer leben ihrem Volke, auch wenn sie der Endlichkeit den Tribut gezahlt — sie leben in ihren Werken, deren fortwirkenden Segen die Zurückbleibenden dankbar genießen; sie leben im Gedächtnis der Alten, denen mit ihnen zu wallen noch vergönnt war; sie leben im enthusiastischen Nach-eifer patriotischer Jugend — ihr Nachruhm ein heilig Palladium, unter dem ihr Volk, vergangener großer Tage gedenkend, von Sieg zu Sieg schreiten wird. L. J.

In der Kunstausstellung.

Von E. Fitz-Blanc.

Nachdruck verboten.

In der Kunstausstellung. — Die kleine Baronin von Z., sehr eigenartig, sehr lange Taille, chic und zierlich. Pikanteres Gesichtchen, lebhaft, runde Augen, feste, kleine Nase, kurze Oberlippe, schmale Stirn mit einigen blonden Locken an den Schläfen. Schwarzes, fast schleppendes Cheviotkleid, offenbar auf Seide gearbeitet, die bei jedem Schritt vernehmlich rauscht; Lebergürtel, offenes, loses Jackett und ein spanischer, kostbarer Spitzenshawl, dessen Enden fast die Spitzen ihrer schmalen, dunkelgelben Schuhe berühren. Ein winziger, schwarzer Tüllhut mit drei großen, violett abgescattierten Sammetstiefmütterchen, dänische Handschuhe von derselben Farbe, wie Gürtel und Halbschuh. Eine Hand steckt in der Jackettasche, die andere hält eine langgestielte Schildpattlornette, durch die sie abwechselnd mit derselben Gleichgültigkeit Bilder und Publikum mustert.

Regierungsassessor Freiherr von und zu Northheim, blond, sehr hager, comme il faut. Ohne Handschuhe, aber Hut auf dem Kopf; zu weite Weinkleider, zu kurzer, sandgelber Ueberrock — ein Muster englischer Vollkommenheit! Ausgeschnittene Weste, rotseidene Krawatte mit echter Perle; schlanker Fuß, tadellos chauffiert. Und das Gesicht? Sehr gelangweilt! Schmal, verlegt, mit feinen Fügen, ausgezogenem, blondem Schnurrbart und müden Augen. Beide Hände in den Paletot-taschen, schleift er langsam über das glatte Parkett, gähnt ungeniert und ärgert sich abwechselnd über Bilder und Publikum. „Miserabel, absolut nichts, nichts, nichts Amüsantes, weder auf der Leinwand, noch auf zwei Beinen. Die Spezies scheint ausgestorben — woher sollen da die armen Pinsel ihre Motive nehmen? Gewiß eine infame Situation, wenn man malen will und nicht weiß, was. Aber daß ich armes Publikum dafür büßen muß. Keine Zummung, die Ausstellung! Ich finde — ist vielmehr daran auszufügen, wie auszustellen. Landschaften — Seide — Wasser — lauter abgedroschenes Zeug! Strand mit zwei immensen Holzschuhen, worin zufällig eine Friesin steckt. Mir höchst gleichgültig, die robuste Person (gähnend), könnte mich nie zu einem Kuß, noch weniger zu einem Bild begeistern. Und das Publikum! Wäre das noch ausstellungswürdig. Aber nein, lauter verummunte Gestalten mit Regenmänteln, als ob es durch das Dach regnete, und immense weiße Strohhüte, weil Spätsommer im Kalender steht. Geschmacklose Toilette verdirbt mir die Stimmung. (Ergeben.) Zu bewundern ist also nichts — ich wollte — Ah! — (sieht die Baronin). Teufel auch, welch' allerliebste, kleine Person, eine Dase in der Wüste! (Mit Kennerblick.) Sie hat chic, raffiniert einfache Toilette, ein gewisses, kosmopolitisches Etwas, sieht weit gereist aus — hat eine gute Figur oder eine vorzügliche Schneiderin, im Glücksfall beides! Wie hochmütig die Kleine alle überfieht, die sie anstarrt. Noch hat sie nicht entdeckt, sonst würde sie mich mindestens einmal anlorquettieren; werde mich diplomatisch anziehen lassen, aber vorsichtig! Offenbar versteht sie abblitzen lassen aus dem ff, sonst träte sie nicht so sicher auf. Aha —!“ (Seine Augen sind plötzlich nicht mehr müde, und sein Gesicht ist belebt.)

Die Baronin wandte sich zufällig und sah ihn an, nur einen Augenblick — dann vertiefte sie sich scheinbar in ein Bild. „Endlich ein Mensch, das heißt aus unserer Welt! Unfehlbar Garde oder Referendar — vielleicht Lieutenant in Civil. Doch nein, dafür ist er zu wenig verbrannt. Mir ist ordentlich wohl geworden, kam mir schon ganz verlassen vor unter all' den Spießbürgern hier. Und wie ungeachtet sie einen anstarrt, als ob man vom Monde käme; solche Bewunderung stört mich — ich bin wählerisch in meinem Publikum. Jener dort, das ist mein Typ, ich bin für blonde Männer mit schmalen Gesichtern; ob ich mich zufällig nochmal umsehe?“

Er (für sich). „Da haben wir's, ich habe ihr imponiert. Kein Wunder; aber ich werde den Gleichgültigen spielen, das beste Mittel, verwöhnten Frauen zu gefallen. Sie ist entzückend, ganz mein Genre — schlank, chic und besonders.“

Sie. „Wie diskret er bewundert! Nur ein Blick, dann gehört er wieder den Bildern. Vielleicht ist er Maler? Auf jeden Fall ist er chic und wahrscheinlich vornehm. Beweis: Füsse schmal und vorzüglich chauffiert — Männer mit Plattfüßen zertreten von vornherein jede Illusion! Ferner einen guten Schneider hat der Mann, das sehe ich sofort. Ein gewisser chic in den Kleidern ist daselbe, wie Klasse in Hunden oder Pferden.“

Er (für sich, mit halbem Seitenblick). „Wie lange sie mich prüft — als ob sie mich auswendig lernen wollte. Ich glaube, sie hält mich für riesig geleht und sachverständig, wie ich so aufmerksam in die Delfarbe starre; wenn sie wüßte, wie mich das langweilt! Ihr Gesichtchen ist hundertmal interessanter, als all' die Bilder.“ Rasch wendet er sich um und fixiert mit diskretem Interesse die reizende Erscheinung. Einen Moment haften die beiden Augenpaare ineinander; sein feurriger Blick umfängt sie, wie eine beredete Huldigung. Die kleine Baronin errödet leicht und wirft trotzig die Oberlippe auf, dann dreht sie ihm den Rücken.

Sie ärgert sich: „Wie albern und rücksichtslos, sich so plötzlich umzudrehen! Jetzt schneide ich ihn und gehe in den Nebenraum.“

Sie dreht spielend die Lornette zwischen den Fingern und gleitet langsam, gleichgültig an ihm vorbei. Ihr Schritt ist unhörbar, nur der seidene Rock rauscht, und im Gürtel klirren silberne Kleinigkeiten, die an dünnen Ketten durcheinander hängen.

Sein feines Ohr nimmt es auf, während er ihr langsam folgt. „Welch' anmutiges Geräusch das kleine Persönchen macht! Eine Art reizvoller Musik. Ah, wie ich diese zierlichen Pflanzentierchen am Weibe liebe — ihre Macht wird immens durch solche Kleinigkeiten, die dem ästhetischen Sinn schmeicheln. Schade (lächelnd), sie schneidet mich, offenbar ist sie empört, daß ich ihren Blick in flagranti ertappe. Wie amüsant doch solche Ausstellung ist! Uebrigens, die kleine Dame ist distinguiert, so etwas fühlt man; wer mag sie sein? Die feinen Ohren — der schmale Hinterkopf — der entzückende Halsansatz — darin liegt Klasse. Schade, daß sie böse ist.“

Die zierliche Baronin bleibt vor einem Bild mit spiegelnder Glascheibe und dunklem Hintergrund stehen; erfreut: „Aha — ein Spiegel! Endlich, der fehlte mir lange, und ich fand den Mangel rücksichtslos vom Komitee. Nun, wenn sie dafür Bilder mit Glascheiben und dunklen Farben hinhängen, ist

mir's auch recht. Muß doch sehen, ob mein Hut gerade sitzt und die Löcher nicht verlogen sind. Nein, alles vorzüglich — ich habe heute meinen, beau jour.“

Er (frappiert). „Was sie nur an dem schwarzen Bild bewundert? Sie bleibt so lange davor stehen und vertieft sich förmlich. Unbedingt ist sie Malerin und höchst kunstverständlich; könnte mir fatal werden. Verstehe gar nichts davon, fand vorhin an dem dunklen Ding weiter nichts, als eine störende Glascheibe, die von jeder Seite blendet.“

Sie (mit halber Wendung zurückschauend, amüsiert). „Dachte ich's doch, er folgt mir. Nicht übel; aber der Anstand verlangt, daß ich gleichgültig thue; bin neugierig, was er machen wird, mir ist wie auf dem Theater. Ich liebe so harmlose Einakter. Ein Hauptvergnügen! Und man vergiebt sich absolut nichts dabei, wenn man Herrin der Situation bleibt.“

Er beobachtet jede Bewegung und nähert sich unmerklich: „Wie selbstbewußt-gleichgültig sie an den Menschen vorüberfieht — offenbar verstimmt sie landläufige Kotetterie im großen Publikum — exklusiver Geschmack! Möchte aber wetten, daß sie privatim mit Meisterlichkeit flirrt. Jeder starrt sie an — unverkämmt! Wenn ich nur wüßte, ob ich sie ansprache. Der Casus ist, ob ich ihr gefalle; sie sieht mehr anspruchsvoll als unnahbar aus!“

Sie. „Jetzt ist er so dicht hinter mir, daß er das Parfüm meines Taschentuches riechen könnte. Das macht einen guten Eindruck, eine derartige Annäherung; ich bin großmütig-entgegenkommend.“ Sie zieht ein gesticktes Foularstück aus der Seitentasche und führt es langsam an die kleine Nase.

Er (tiefatmend). „Ah, wie das duftet! Unverkennbar Pinaud-Paris. Wie heißt es doch nur? Richtig, foin coupé, auf gut deutsch — frühes Heu. Man sagt, Parfüms wären charakteristischer als Wahlsprüche; demnach müßte sie Natur und Frische lieben, eventuell auch Pferde. Habe ein merkwürdig intimes Gefühl, mir ist, als habe mich ihr Atem angeweht. Wenn sie doch ausglitte — oder die Lornette herunterfiele, Himmel, einen Vorwand zum Ansprechen!“

Sie. „Er tritt mir beinahe aufs Kleid, so nahe steht er; ob ich ihm einen eigigen Blick zuwerfe? Besser nicht, das könnte ihn abschrecken, und ich möchte, daß er endlich spräche.“

Er (ratlos). „Mir fällt kein Vorwand ein. Natürlich, ich habe Pech. Da passieren täglich nach der Zeitung spaltenlange Unglücksfälle — hier fällt nicht mal ein lumpiges Bild von der Wand, daß ich sie rettend zur Seite ziehen könnte.“

Sie geht langsam weiter, er folgt ihr in stets gleicher Entfernung; die Leute drehen sich nach den vornehmen Erscheinungen um.

Ungebuldig sieht sie nach einer kleinen Uhr, die in silberner Kapselform neben Flacon, Bleistift und anderen Kleinigkeiten am Gürtel hängt: „Noch eine knappe Stunde, dann muß ich fort; ich habe den Wagen bestellt. Ich muß dem Mann zu Hilfe kommen, er zermartert sich offenbar den Kopf nach einem schicklichen Vorwand. Uebrigens — ob er verheiratet ist? Raum, er macht solch ledigen, unabhängigen Eindruck; außerdem hat er keinen Trauring — zwar die trägt man meist nur noch im Hause, am dritten Ort kommen sie langsam aus der Mode.“

Er. „Ich bin schon ganz nervös. Das rauscht und klirrt und duftet und reizt und bringt mich außer mir. Zum Teufel mit unseren blödsinnigen Formen! Warum kam ich nicht hingehen, meinen Hut abnehmen und sagen: Meine Gnädigste — Freiherr von und zu Northheim; bin entzückt von Ihnen, gestatten Sie, daß ich Sie kennen lerne! Ja, die Aureda, Gnädigste wäre gut, völlig neutral, kann Frau und Fräulein bedeuten. Was von beiden ihr wohl zukommt? Verheiratet sieht sie eigentlich nicht aus — zu lebensfroh und selbstbewußt, und (seufzend) welcher Mann ließe solch' entzückende Frau wohl allein gehen? Narr, der er wäre! Andererseits — unverheiratet kommt sie mir auch nicht vor, sie geht zu unabhängig und gleichgültig durch die Menge. Freilich, es giebt einen Typ moderner Mädchen, die auch aussehen, als ob sie ohne Mann besser durch die Welt kämen und ordentlich Vergnügen daran hätten. Da — sie sieht wieder nach der Uhr, offenbar muß sie bald fort. Jetzt stelle ich mich vor, mag kommen, was da will!“

Sie. „Schwerfälliger Zufall! Mein Animus sagt mir, wenn ich jetzt nicht dem Mann mit dem chic zu Hilfe komme, spricht er mich womöglich sans façon an. Das geht nicht, daraufhin müßt ich ihn abblitzen lassen, das verlangte mein Stolz. Nur nicht formlos! Wenn man stets die Form wahr, kann man unglücklich weit gehen, ohne sich zu kompromittieren. Ich lasse einfach meine Lornette aus der Hand fallen — zufällig — und langsam am Kleid heruntergleiten — so.“

Die Lornette fällt mit leisem Klang auf das Parkett, der Freiherr bückt sich sofort und überreicht sie ihr mit tiefer Verbeugung. Sie errödet leicht und dankt gemessen. Mit schleppender, etwas heiserer Stimme stellt er sich vor: „Freiherr von Northheim.“

Die kleine Baronin nimmt, stolz das Köpfchen neigend, wie eine Königin, seine Vorstellung entgegen. Selbstredend denkt sie nicht daran, ihren Namen zu nennen. Ein flüchtiges Lächeln huscht über ihr Gesicht; der Name klang gut und bestätigte ihre erste Vermutung.

Er (zögernd). „Gestatten Gnädigste, daß ich Ihnen meine Begleitung anbiete?“

Sie, von oben herab, scheinbar uninteressiert. „D — bitte! (Für sich.) Endlich, das hat lange gedauert. Ein niedliches Impromptu, ich lerne gern neue Menschen kennen, besonders wenn sie nett aussehen. Wenn er bloß nicht von den Bildern spricht, er sah vorhin so unheimlich kunstverständlich aus, und ich verstehe absolut nichts von der ganzen Ketzerei.“

Er (in förmlicher Konversation). „Gnädigste interessieren sich sehr für Bilder? (Für sich.) Fatal, daß ich so gar nichts davon verstehe, wie ich das verbergen soll, ist mir schleierhaft.“

Sie (ohne Enthusiasmus). „Ach — ja.“

Er. „Was hat Sie bis jetzt am meisten angesprochen?“

Sie schweigt ratlos, dann sagt sie diplomatisch: „Die Wahl wird einem schwer.“

Er (fortfahrend). „Ich sah Sie vorhin länger vor dem seltsamen, dunklen Bild verweilen. (Sie wirft ihm einen forschenden Seitenblick zu, aber sein Gesicht beruhigt sie, er denkt nicht an Ironie.) Interessieren Sie Nachtstücke, Nocturnos?“

Sie. „Offen gestanden, nein, ich verabscheue alles Finstere, ich liebe Licht und Sonne. Das dunkle Bild sah ich mir — hm — der Merkwürdigkeit halber an.“

Er. „Offenbar interessierte Sie die Farbenmischung?“

Sie (für sich). „Da haben wir's! (Laut, kühn.) D nein, (wegwerfend) die war bei dem Bilde auch gar nicht besonders.“

Er (beispfindend). „Nicht wahr? Das fand ich auch. (Hastig.) Gnädigste sind offenbar sehr kunstverständlich? Malen in Del oder Aquarell?“

Sie (seufzend, für sich). „Ist der Mann gelehrt! (Laut, humoristisch.) Weder im einen, noch im andern.“

Er (schnell). „Also Sie zeichnen?“

Sie (mit plötzlichem Entschluß). „Auch das nicht! Da wir einmal in der Kunstausstellung sind, will ich wenigstens Farbe bekennen, das einzige, was ich für die holde Malerei thun kann. (Herausplatzend.) Ich verstehe nämlich sonst nichts, absolut nichts davon.“

Er (aus vollem Herzen). „Gott sei Dank! — ich auch nicht.“

Sie sieht ihn einen Augenblick verwundert an, dann brechen beide in herzliches Gelächter aus.

Sie (endlich treuherzig). „Und Sie kamen mir mit Ihren Fragen so unglaublich kunstgebildet vor!“

Er. „Wenn Sie wüßten, welche Mühe ich hatte, so gelehrt zu thun — ich hielt Sie nämlich für Sachkennerin!“

Sie (lachend). „Optische Täuschung! Ich bin offenbar nicht so klug, wie ich aussehe, aber nach gegenseitiger Demasierung gesteh' ich offen, ich habe vorläufig genug, ich bin müde.“ (Sie sieht sich nach einem Sitz um.)

Er. „Wollten Gnädigste Platz nehmen? Dort ist ein kleiner Plüschdivan. (Zögernd.) Gestatten Sie, daß ich vor Ihnen, als Ihres Winks gewärtiger Cavalier, stehen bleibe?“

Sie (gnädig). „D bitte, man hat den Divan wahrscheinlich nicht ausschließlich für meine werthe Person aufgebaut. Warum wollen Sie nicht ausruhen? Solche Ausstellung ist eine Strapaze.“

Er (niedend). „Und besonders für zwei solche Enthusiasten! Begeisterung macht müde!“

Sie schmiegt sich tief in den olivgrünen Plüschdivan. Er setzt sich in angemessener Entfernung neben sie und schlägt ein Bein über das andere. (Aufatmend.) „Ah — sitzen thut gut. Schade, daß der Divan keine Räder hat und man nicht von einem Bild zum andern gefahren werden kann.“

Sie (nachdenklich). „Hm — die großen Säle wären eine prächtige Manege — ich ritte noch lieber durch die Ausstellung.“

Er (sie lachend unterbrechend). „Aber in gestrecktem Galopp.“

Sie (komiisch empört). „Das ist Mißbrauch des Beichtgeheimnisses. Ich gestehe treuherzig, daß ich vom Malen nichts verstehe, und zur Strafe thun Sie nun, als ob ich Bilder verabscheue. Man braucht doch nicht zu fliehen, was man nicht versteht.“

Er (ernsthaft). „Nein; aber ihm standhalten, dazu gehört persönlicher Mut, und den bewundere ich bereits zum zweitenmal an Ihnen, meine Gnädigste.“

Sie (fragend). „Und wann zuerst?“

Er. „Als Sie vorhin so offen eingestanden, von Malerei nichts zu verstehen.“

Sie (erstaunt). „Dazu gehört doch kein Mut?“

Er. „Doch; die meisten Menschen fühlen sich verpflichtet zu thun, als ob sie alles wüßten.“

Sie (wegwerfend). „Feigkeit. Nein, ich habe den Mut meiner Unwissenheit, (seufzend) und das Repertoire meiner Talente ist klein.“

Er (gespannt). „Und worin besteht es?“

Sie. „Ich reite mit Passion und verkehre gut mit Pferden, voilà tout.“

Er (für sich). „Offenbar unverheiratet, wenn Pferde die Hauptrolle ihres Lebens spielen, oder der Mann wäre Jockey. Nein, dazu ist sie zu vornehm; wahrscheinlich eine Amazone vom Lande. (Laut, lachend.) Sie 'verkehren' gut mit Pferden? Welche Hochachtung liegt darin!“

Sie (mofant). „Ja, ich unterschreibe nämlich den Ausspruch meines — Betters (meines Mannes' wäre richtiger!), daß sich das Pferd nur durch sein langgestrecktes Rückgrat vom Menschen unterscheidet — im übrigen aber ist's ihm überlegen.“

Er (mit einer Verbeugung). „Recht schmeichelhaft!“

Sie (müde). „Nicht wahr?“

Er (vorsichtig). „Ihr Herr Better ist Kavallerist?“

Sie (zerstreut). „Welcher Better? (Erschrocken.) Doch ja — natürlich!“

Er (für sich). „Sie ist verlegen — scheint sich offenbar für den Better zu interessieren. (Laut.) Sie lieben die Kavallerie?“

Sie (ausweichend). „Wie man's nimmt — im Freien macht sie zu viel Staub, im Zimmer zu viel Gekirr.“

Er (amüsiert). „Auch ein Standpunkt! Meine Gnädigste, Sie haben entzückend-originelle Ideen.“

Sie (kokett-übermütig). „Dafür fabriziere ich sie auch allein; gefallen sie Ihnen?“

Er (kühn). „Meine Gnädigste, wie alles an Ihnen. (Sie ist das reizendste Geschöpf! D warum bin ich ihr nicht früher begegnet?“

Sie streicht sich leise mit dem Taschentuch über die Lippen, um ihr Lachen zu verbergen; das feine Parfüm umgiebt sie, wie ein unsägliches Reiz: „D, mein Herr (bescheiden), Sie kennen mich ja kaum. (Hastig ablenkend.) Und Sie, reiten Sie auch?“

Er (achselzuckend). „Jetzt nicht mehr. Ich bin leider kein Nabob, und da ich nicht mit Rappesperden fahren oder reiten kann, gehe ich lieber zu Fuß. (Zweifelnd.) Ich weiß nicht, ob Sie das verstehen.“

Sie (verständnisvoll). „Vollkommen. (Neugierig.) Sie standen wohl früher bei der Kavallerie?“

Er (ruhig). „Nein, aber ich wuchs auf dem Lande auf, und mein Vater hielt mir ein Reitpferd. Ein prächtiges Tier! (Er legt den Kopf an die Divanlehne und sieht verloren vor sich hin.) Es hieß Hansy und war zahm wie ein Hündchen. Es kannte mich genau und war mein bester Freund. D, wenn wir am frischen Morgen über die betauten Wiesen flogen, hinein in den Wald, in dem die letzten Nebel hingen. Und wenn die Sonne aufstieg und die Vögel weckte und uns die feuchten Tannenzweige übers heiße Gesicht strichen!“ (Er schweigt. Alle Blasiertheit ist wie von ihm abgestreift.)

Sie (mit leuchtenden Augen). „Ah — wie herrlich, wie wunderschön ist solcher Ritt und solcher Morgen. Nicht wahr, da ist man ganz glücklich?“

Er (mit der Hand übers Gesicht streichend). „Ja, aber auch nur dann, und das ist lange her bei mir.“

Sie (mit allerliebster Resignation). „Ich glaube, Ihnen geht es ähnlich wie mir. Ich lasse nämlich immer meine besten Gefühle mit dem großen Gartenhut draußen auf dem Lande.“



Der Anfang eines Romans. Gemälde von A. Schröder.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Er (amüsiert, in seinen leichten Ton zurückfallend). „Und das läßt sich Ihre Umgebung gefallen?“
 Sie (gleichgiltig). „Die merkt es gar nicht. In der Stadt braucht man so wenig Gefühle.“
 Er (blasiert). „Ja, la vie nous encanaille — von der Großstadt gilt daselbe.“
 Sie (nachdenklich mit dem Kopf nickend). „Ja, leider! (Ihr Geist überfliegt Theater, Konzert- und Ballsäle mit stark-dokoletierten, rauschenden Damen, diskreten Fächern, modischen Herren, überall viel Licht, viel Falschheit — hie und da eine kleine Flirtation, und mitten drinnen amüsiert sie sich prachtvoll — und sehnt sich zuweilen doch nach den Gefühlen, die draußen mit dem großen Gartenhut in der Weltfremde liegen geblieben. Dabei erinnert sie sich einer Bemerkung, die sie an den Porträts gemacht, und fragt unvermittelt): Sagen Sie — trotzdem wir nichts von Malerei verstehen — ist Ihnen an den vielen Damenporträts nichts aufgefallen?“
 Er (trocken). „Ja, daß sich fast nur häßliche Frauen malen lassen; ich überlegte mir noch, ob sich der Maler für ein häßliches Gesicht nicht nochmal so viel, wie für ein schönes bezahlen läßt.“
 Sie (zurechtweisend). „Wie ungalant! Nein, ich meine die steifen Posen.“
 Er (sich verteidigend). „D bitte — pardon, daß ich Sie unterbreche — das ist durchaus nicht ungalant, sondern nur wahr. Seien Sie offen, haben Sie eine schöne, oder sagen wir sympathische Frauengestalt gesehen?“
 Sie (ausweichend). „Nein — allerdings, aber das liegt nach meiner Ansicht eben an der Haltung der gemalten Opfer. Sie schneiden alle so wichtige Gesichter und sehen so hochtrabend aus, als ob sie nur für Ausstellung — Publikum mit Borgnetten und Operngläsern da wären; nichts Intimes, Persönliches. Ich möchte solch' Bild nicht im Familienzimmer haben.“
 Er. „Da stimme ich Ihnen bei, ich auch nicht. Es scheint schwer zu sein, eine richtige Haltung, Situation zu finden.“
 Sie (schnell). „Durchaus nicht, das denk' ich mir am leichtesten.“
 Er (spöttisch). „So? Und wie ließen Sie sich zum Beispiel malen?“
 Sie (kurz und bündig). „Im Schaukelstuhl oder zu Pferde.“
 Er (beifällig). „Muß Ihnen beides gleich gut stehen. Meine wünschenswerteste Situation wäre — im Orient-Express, Coupé erster Klasse, mit türkischer Cigarette und einem großgedruckten französischen Roman — oder —“
 Sie (einschaltend). „Komplizierte Geschichte! Und wie noch?“
 Er (mit feurigem Blick). „Oder, noch besser, auf diesem reizenden Diwan neben Ihnen, meine Gnädigste, jedes ein volles Sektglas in der Hand, womit wir unser Wiedersehen feiern.“
 Sie (trocken). „Und das nennen Sie Porträt? Sie brauchen ja für Ihr liebes Ich eine Staffage, wie eine Theaterdekoration, und (seine letzte Bemerkung ignorierend) offenbar reifen Sie gern?“
 Er (schnell). „Ja, genau wie Sie. (Merkwürdig, sie hat eine raffinierte Art, jede Intimität abzuwenden.)“
 Sie (erstaunt). „Woher wissen Sie das?“
 Er (lächelnd). „Aus Ihrer Toilette. Sie haben kosmopolitische Kleinigkeiten hie und da.“
 Sie (lobend). „Welcher Beobachter! Sie haben recht, ich bin gern und viel unterwegs, besonders oft bei Verwandten in Schottland zu den Jagden.“
 Er (diplomatisch). „Da müssen Sie sehr unabhängig sein — keine Familie haben.“
 Sie (für sich). „Er möchte zu gern wissen, ob ich verheiratet bin. (Laut, gelassen.) O doch, Tante, Bruder, Schwester et cetera.“
 Er (für sich). „Entschieden unverheiratet, unter den beiläufigen et cetera kann doch unmöglich der Gatte sein. (Laut.) Da sind Sie offenbar auch nur vorübergehend hier in der Residenz?“
 Sie. „Ja, auf der Durchreise. (Schade, er wird unbehaglich mit Fragen, ich muß ihn ablenken. Laut, beiläufig.) Wollen wir uns nicht mal wieder den Bildern widmen?“ (Sie macht Miene, sich zu erheben.)
 Er (bittend). „D, noch ein paar Augenblicke, verkürzen Sie nicht grausam eine der schönsten Stunden meines Lebens.“
 Ein morkanter Zug fliegt um ihren kleinen Mund, und Uebermut blickt aus den dunklen Augen: „Freiherr von und zu Northem, gehen Sie nicht so verschwenderisch mit Ihren schönsten Stunden um. Im übrigen bin ich doch nicht Ihre wegen, sondern der Bilder wegen hier.“
 Er (schmeichelnd, wie ein verwöhntes Kind). „Aber die Bilder interessieren Sie doch nicht.“
 Sie (ihn rasch unterbrechend). „Und Sie mich dafür um so mehr!“
 Die kleine Baronin hat eine unwiderstehliche Art, herzlich, aber fast geräuschlos zu lachen.
 Er (beleidigt). „Bitte, mein Satz hätte weniger arrogant geendet.“
 Sie (neckend). „Das hoff' ich! (Ernsthaft.) Wissen Sie, ich schäme mich fast. Sehen Sie das kunststrome Publikum — wir sind die reinen Kunstbarbaren! — mit Teleskopen und Operngläsern belästigen sie die Bilder.“
 Er (nichtachtend). „Es sieht lächerlich genug aus; besonders jener unverkennbare Bergfex mit dem Glas. Seit einer Viertelstunde steht er vor dem mächtigen Matterhorn — was fernroht er nur darauf herum?“
 Sie (erklärend). „Wahrscheinlich sucht er Genseln! (Er lacht hell auf, aber sie bleibt ganz ernst.) Und dort, sehen Sie, wieder ein Rentenant, der mit seinem Patriotismus prökt.“
 Er (verständnislos). „Wieso?“
 Sie. „Geben Sie das noch nicht bemerkt? Jeder Offizier fühlt sich verpflichtet, vor jedem Kaiserbild — und es sind deren gerade genug — mindestens zehn Minuten stehen zu bleiben; das sind sie ihrem obersten Kriegsherrn schuldig. Dieselbe Geschichte ist's mit den Schlachtenbildern, ja, wir sind eine brave Militärnation. Sehen Sie — erklärend und wohnmöglich nach Bekannten darauf suchend — um jedes Kriegsbild eine Korona Herren.“
 Er (sie lachend unterbrechend). „Wie Damen um Heiligenbildern.“
 Sie (ihn strafend ansehend). „D bitte, dagegen verwahre

ich mich energisch. Ich bleibe höchstens vor einem Defregger stehen, weil ich gern lache, oder vor Winterlandschaften, denn ich friere gern.“
 Er (amüsiert). „Und Chic- und Sportsbilder?“
 Sie (mit Enthusiasmus). „Ah, meine Passion! Aber beide Genre sind hier nicht vertreten.“
 Er (bedeutungsvoll). „D doch!“
 Sie. „Aber wo?“
 Er (vorwurfsvoll). „Aber, meine Gnädige, sind wir beide, Sie und ich, vielleicht nicht chic?“
 Sie (pilant). „Sie werden beleidigend; ich bin nicht gemalt, meine Farben sind Natur.“
 Er (fast verlegen). „Sie wollen mich absichtlich mißverstehen, ich würde nie an Ihrer Echtheit zweifeln, aber — warum sehen Sie nach der Uhr?“
 Sie (erschreckt aufstehend). „Herrgott, schon drei Uhr, ich muß fort — die höchste Zeit.“
 Er (sich gleichfalls erhebend). „Schon? (Mit einem Seufzer.) Wie kurz.“
 Sie (persiflierend). „Ist das Glück.“
 Er (gekränkt). „Ich bedauere sehr, meine Gnädigste — trotzdem es nur natürlich, daß Ihnen meine Bekanntschaft nicht annähernd das Vergnügen bereitet haben kann, wie mir die Ihre.“
 Sie (treuherzig). „Auch das alltägliche Laster: fishing for compliments? Soll ich Ihnen sagen, daß ich mit Ihnen nicht wie mit einem funkelnagelneuen, sondern mit einem ganz alten, guten Bekannten geplaudert?“
 Er (feurig). „So darf ich Sie wiedersehen?“
 Sie (tabelnd). „Eine sonderbare Logik! Wann wollten wir uns auch wiedersehen? Uebermorgen wird die Ausstellung geschlossen.“
 Er (stehend). „Und morgen?“
 Sie (abweisend). „Ist der glücklichste Tag darin. Einmal im Leben besuchte ich kurz vor Thoreschluß eine Ausstellung — nie wieder! Ueberfüllt und die Menschen rennen durch die vielen Säle, wie Geschäftsleute durch die Hauptstraße. Alles Kunstmob, den nicht der Wunsch trieb hinzugehen, sondern ‚dagewesen‘ zu sein.“
 Sie schlendern durch die Säle; je mehr sie sich dem Ausgang nähern, desto langsamer wird sein Schritt.
 Sie (erstaunt). „Wollen wir nicht lieber ganz stehen bleiben?“
 Er (begeistert). „D mit Vergnügen! Stundenlang.“
 Sie (lachend). „Ja und ich bekäme zur Strafe ein verbranntes, verborenes Diner.“
 Er (für sich). „Auf jeden Fall begleite ich sie noch ein Stück Wegs, ich muß wissen, wer und woher sie ist, dieses bezaubernde Geschöpf! (Laut, zaghaft.) Ich habe eine unbescheidene Bitte.“
 Sie (unsicher). „So? Ich bin gar nicht neugierig.“
 Er (für sich). „D Gott, aber ich! (Laut.) Sagen Sie mir nur eins, bitte — woher stammen Sie? (Das andere frag' ich später.)“
 Sie (zögernd). „Aus — aus — Freiburg. (Ein Glück, daß mir das einfiel; Freiburgs giebt es an allen möglichen Flüssen und Provinzen. Aber jetzt rasch weitere Fragen vermeiden!)“
 Sie tritt auf einen Verkauf von Abbildungen und Katalogen zu und zieht ein rotes Zuchtenportemonnaie.
 Er (perplex). „Was wollen Sie thun?“
 Sie (lachend). „Einen Katalog kaufen, um auf eventuelle neugierige Fragen zu wissen, was ich gesehen haben sollte!“
 Er lacht höchlichst amüsiert. Sie nimmt an der Garderobe einen seidenen Regenschirm mit Silbergriff in Empfang, dann öffnet er ihr das schwere Ausgangsportale. Frische Luft und Großstadtlärm kommen ihnen entgegen.
 Sie treten heraus auf die breite, große Freitreppe. Am Fuß derselben hält ein tadelloses, geschlossenes Coupé mit zwei langschwefeligen, russischen Kappen. Ein unmerklcher Wink der kleinen Baronin — der Kutscher fährt vor. Der Diener in forrefter, schwarzer Livree schwingt sich behend vom Boock, reißt den Wagenschlag auf und steht, Hut in der Hand, ehrerbietig wartend davor.
 Sie sieht liebenswürdig zu ihrem hohen Begleiter auf und reicht ihm die schmale Hand. „Ich danke Ihnen,“ sagte sie mit ihrem bezauberndsten Lächeln, „und nun — leben Sie wohl.“
 Der schnelle, unerwartete Abschied verwirrt den Weltgewandten. Er möchte so viel fragen, und doch findet er kein Wort; mechanisch ergreift er ihre Hand und führt sie an die Lippen. „Auf Wiedersehen!“ sagt er tonlos.
 Einen Moment strahlen ihn die dunklen, lebensfrohen Augen an. Ein kleines Reigen des schmalen Köpfchens und die Baronin rückt langsam die Treppe herunter; das feine, silberne Klirren verklingt, der süße Duft ist verfliegen.
 Der Diener schließt den Wagenschlag, schwingt sich auf den Boock, und lautlos entrollt das elegante Gefährt auf seinen Gummirädern. Einen Moment nur zeigte sich das feste Gesichtchen der jungen Frau hinter der Fenster Scheibe zu einem letzten Grüßen — er stand noch immer oben auf der Treppe.
 Sie schmiegte sich lachend in die weichen, blau-seidenen Polster: „Wie er dastand! Glorios in seinem chic, aber hilflos verblüfft. Mein Entschwinden muß höchst effektiv gewesen sein, kostbar! Jedenfalls habe ich mich amüsiert, und das ist die Hauptsache. Außerdem ist mein Infognito so völlig gewahrt, als wäre ich mit dem Luftballon eine Stunde vom Himmel herabgekommen. Soll mal einer raten, von welchem Stern; mein Besuch bei Großmama ist in zwei Tagen zu Ende, hier kann ich ihm also kaum wieder begegnen. (Philosophierend.) Der arme Mann, ich habe offenbar großen Eindruck auf ihn gemacht, hält mich unbedingt für unverheiratet; ob er versucht, mich wiederzusehen? Wahrscheinlich, aber da müßte er alle Freiburgs in Europa abhuchen und — fände mich doch nicht. Eigentlich schändliche Lüge! Ob Hasso wohl verdrücklich wäre, wenn er von diesem kleinen Impromptu eine Ahnung bekäme? Wohl kaum! Er liebt ja auch den Spaß, und ein allerliebster Spaß war es! Schade, daß er vorbeilief! Aber eine amüsante Erinnerung bleibt immer Gewinn!“
 Er, der Freiherr von und zu Northem, sieht ausnahmsweise mal nicht blasiert, sondern nachdenklich aus, wie er, beide Hände in den Taschen, mit englischen, langen Schritten durch die Straßen geht. Seine Gedanken sind bei seinem Erlebnis: „Wer mag sie sein? Ich muß Klarheit haben, und wenn ich persönlich nach Freiburg reisen sollte. Aber wie ist mir denn

— Freiburg? Teufel, es giebt doch mindestens sechs solche Nester in Europa! Fatal, das einzige, was ich von ihr weiß, ist noch so ungenau. Aber schließlich — was nützt es mir, selbst wenn ich sie fände? Sie ist mir doch verloren. (Seufzend.) Eigentlich thut sie mir leid — sicher habe ich großen Eindruck auf sie gemacht. Eine Natur, wie die ihre, unterhält sich nicht eine Stunde lang mit einem wildfremden Mann — es sei denn, daß er ihr besonders gefalle. Und — vornehm war sie, das steht fest, echter chic ohne Zweideutigkeit über dem schlanken Persönchen; trotz der entschieden etwas heißen Situation, eine zwar kameradschaftliche, aber durchaus unnahbare Art. Brillant, solcher Schneid, ohne gekünstelte Prüderie! D, wie müßte dieses bezaubernde, pikante Wesen lieben können und — sich lieben lassen. Welche Wonne, solch entzündendes Weib zu besitzen! Du dreimal glücklicher Vetter, von dem sie mehrmals sprach, wie gern möchte ich an deiner Stelle sein! Ich ahne instinktiv, daß er der Auserwählte wird — sollte man es für möglich halten, daß ich glühend eifersüchtig auf ihn bin; ihn unbekannterweise am liebsten niederschöpfe? — Lächerlich, diese Gedankenwusel, komme mir ordentlich altmodisch damit vor. Muß doch mal sehen, was die Vifassjule dazu sagt. (Stehenbleibend, überfliegt er den Vergnügungsanzeiger. Strahlend.) Ah! zum erstenmal das neue, große Ballet und Ausstattungsstück — fünfhundert Personen, neue Kostüme, elektrische Lichteffekte. (Befriedigt.) Das ist's, was ich brauche, um trübe Gedanken radikal zu verschleugen!“
 Kurz darauf verschwindet die elegante Gestalt des Freiherrn in einem Laden für Billetterverkauf.

Das Seelenleben des Kindes.

Von Wilhelm Kells.

Nachdruck verboten.

Es giebt kaum eine schwierigere Aufgabe für den Psychologen, als die, welche sich in dem Titel dieses Aufsatzes ausdrückt: das Seelenleben des Kindes zu beschreiben und zu erklären. Kostet es schon Mühe, die eigenen Gedanken, Gefühle, Triebe zu belauschen, gelingt es kaum, in das seelische Getriebe des besten Freundes einen Blick zu werfen — so türmen sich die Hindernisse in außerordentlicher Weise, wenn es sich darum handelt, einer entstehenden Seele gleichsam in die Karten zu schauen. Wir selber können uns fragen: was geht in dir vor? weshalb hast du das gethan? Und wir können bei einem uns ähnlichen Wesen mit einer gewissen Sicherheit aus bestimmten Äußerungen auf die entsprechenden inneren Geschehnisse schließen, aber einem unerwachsenen Kinde gegenüber sind wir gemeinhin ratlos. Die Analogie läßt uns oft im Stich; der Kinderfreund bedarf daher einer aus kindliche grenzenden Empfänglichkeit und eines scharfen, sicheren Auges als bereiten Werkzeuges. Wir verstehen nur durch Liebe. Und gerade an ein unentwickeltes Leben müssen wir uns annähern durch die Kunst der Liebe, durch eine ungebrogene Naivität, durch ein Mindern unserer eigenen Gefühle in das Dunkle, Unentwickelte, Kindliche, Reine. Frauen sind die geborenen Kinderpsychologen, impulsive Männer die pädagogischen Genies.
 Die wissenschaftliche Litteratur über unsern Gegenstand ist daher weder quantitativ noch qualitativ hervorragend. Von älteren Werken wären Feders vier Bände über den menschlichen Willen zu nennen, die eine Anzahl treffender Bemerkungen enthalten; doch fürchte ich, daß das Stachelgitter der Paragrapheneinteilung viele von dem Eintritt abschrecken wird. Von neueren Werken sind die des Franzosen Perez zu empfehlen, aus denen wir ebenso wie aus Eggers und Preyers Büchern unsere Beispiele entlehnen wollen. Gleichfalls eine Quelle bildet die auf ausgezeichneter Beobachtung beruhende Humoreske Habbertons „Helenens Kinderchen“, die kein Leser dieses Artikels ungelesen lassen sollte, und teilweise wenigstens kann auch Schönthans „Kindermund“ herangezogen werden.
 Ein Grundzug des kindlichen Seelenlebens besteht in der Wipfeligkeit. Da das Kind zu der Zeit, wo es zu sprechen anfängt und somit in engere Beziehungen zu seiner Umgebung tritt, einen sehr geringen Stock von Erfahrungen besitzt, so trifft es allüberall auf neue Erscheinungen, die es in sich aufzunehmen und mit dem vorhandenen Schatz an Kenntnissen zu verknüpfen strebt. In diesem Stadium fragt es nun unaufhörlich und ist erst dann zufrieden — was alle Eltern wohl beachten sollten — wenn es eine an seinen Vorstellungskreis anschließende Antwort erhalten hat. So spricht einmal eines von Helenens Kinderchen, der wackere Bob, mit seinem Dunkel von einer jungen Dame.
 „Du, die mag ich gern leiden. Sie sieht so niedlich und — und lecker aus — so wie ein Kuchen — ich meine, so als wenn sie schon schmeckte, nicht? Ja, die Dame mag ich fubbe (fürchtbar) gern leiden. Du auch?“
 „Nun ja — ich — ich respektiere sie sehr, Bob.“
 „Fektieren, was ist das?“
 „Nun, das bedeutet, ich halte sie für eine Dame, die — für eine besonders anziehende — nette Dame — so eine Art Dame, weißt du, die ich jeden Tag um mich haben möchte und die mir von allen am besten gefällt.“
 „Ach so, dann weiß ich, fektieren ist ganz dasselbe wie lieb haben.“
 Man sieht, ein neues Wort kümmert unsere kleinen Dualgeister nicht viel, wenn es durch eine etwas verschwommene Erläuterung erklärt wird. Das Kind verlangt mit Zug und Recht eine für seinen intellektuellen Horizont passende und ganz klare Antwort. Manchmal freilich wird eine solche kaum erteilt werden können. Ich habe einmal das Unglück gehabt, einen nichtsnutzigen Schlingel von vier Jahren in die Kirche mitnehmen zu müssen, und erinnere mich noch mit Schauern der heimlichen Fragen, mit denen mein verehrter Begleiter gelegentliche Augenblicke der Thatlosigkeit auszufüllen für gut befand. Da sollte ich ihm sagen, weshalb die Männer da vorn (er meinte ein paar ehrwürdige Kirchenälteste) gar kein Haar oben auf dem Kopf haben, oder weshalb der dicke Herr (ein eifriger Teilnehmer am Gemeindegesang) so fürchterlich schreie — ob er vielleicht Hunger habe, und so fort ohne jede Grazie ins Unendliche hinein. Aber auf der andern Seite bemüht sich auch jedes geistig rege Kind, ohne fremde Hilfe die neuen Erfahrungen den älteren zu assimilieren. Daraus entspringen dann die vielen originellen Anschauungen, die uns Erwachsenen so drollig erscheinen. Der erste Schnee wird mit dem Zucker

oder der Mond mit der Nachtlampe verglichen, indem hier ganz von selbst logisch richtige, aber den Thatsachen nicht entsprechende Beziehungen hergestellt werden.

Der liebe Gott sagte zu Noah: Noah, sagte er, baue dir geschwind eine große Arche. Eine Arche ist ein Haus, das schwimmen kann.

Hier zeigt sich in der auffälligsten und für uns komischsten Weise die Uebertragung bekannter Verhältnisse auf unbekanntes. Genau dasselbe tritt ein, wenn sich in der Kindesseele die ersten Elemente der künstlichen Zeiteinteilung festzusetzen beginnen.

Der geringen Ausdehnung kindlicher Erfahrung entspricht die Festigkeit und Sinnfälligkeit des einmal Ergrungenen. Was irgendwie in den Besitz der Seele übergegangen ist, wird hartnäckig festgehalten.

„Jawohl, Bob,“ erwiderte ich mit einer gewissen Geflüsterlichkeit die weniger verlässliche Frage, „Flöten kann ich machen, und du sollst in diesen Tagen eine haben.“

Obgleich nun der kindliche Eigensinn in den vielen, auch beim Erwachsenen vorkommenden, schlechten Raisonnements, Vergesslichkeiten, falschen Vorstellungsverbindungen hinreichende Nahrung findet, zieht er doch seine Lebenskraft aus einem ganz bestimmten Gefühlszusammenhang.

Des Kindes Leid und Lust ist noch nicht so vergeistigt, sondern wurzelt im materiellsten Egoismus. Aber ein anderes wichtiges Kennzeichen darf nicht übersehen werden, das die Gemüths Vorgänge des Kindes auszeichnet.

Kindern selbst erfunden werden, lassen sich hierauf zurückführen. Eine derartige Vermischung von Phantasiegebilden mit der Wirklichkeit hat das Kind mit dem Naturmenschen gemein.

„Nemlich eines Traumes Gestalten Wüchten und verwirren fort und fort Sie alles blinzbings.“

singt der Aeschyleische Prometheus von den ersten Menschen. Aus allem Gesagten dürfte hervorgehen, welche Bedeutung für die Erkenntnis der Kindesseele das Traumleben derselben besitzt.

An die Eltern und Erzieher ist damit die Mahnung gegeben, sorgfamer auf die Träume der ihnen Anbefohlenen zu achten, als es gemeinhin gethan wird.

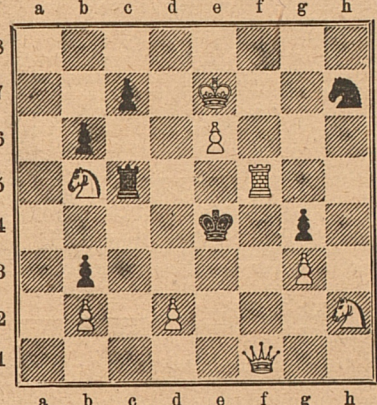
Schach.

Aufgabe Nr. 291.

Von G. Heathcote.

Erster Preis in einem der letzten englischen Problemturniere.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt

Auflösung der

Schach-Aufgabe

Nr. 289 Seite 179.

Weiß.

1. D b 6 - c 7

Schwarz.

1. K e 5 - d 4.

Weiß.

2. D c 7 - c 1.

Schwarz.

2. Beliebig.

Weiß.

3. D matt.

(Andere Spielarten

leicht.)

Rätselfrage.

Wie kann man aus den Wörtern „Nacht“, „Sicht“, „Sinn“, „Anden“, „Eus“, „Aire“, „Trene“ den Anfang eines sehr bekannten Liebes bilden?

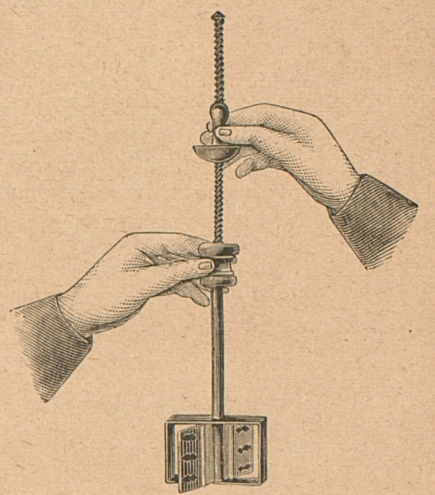
Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 128 Seite 179.

Die Herren werden mit den großen, die Damen mit den kleinen Buchstaben bezeichnet.

- Erstes Ufer: C B A, c b a. Zweites Ufer: — — —. Dies ist die Situation vor der ersten Ueberfahrt. I. Zwei Damen, Brigitta und Auguste, fahren hinüber: C B A, c — —, — — —, — — —. II. Brigitta fährt zurück und holt Cäcilie ab: C B A, c — —, — — —, — — —. III. Cäcilie fährt zurück, bleibt bei ihrem Gemahl Carl, die Herren Berthold und Anton fahren hinüber: C — —, c — —, — — —, — — —. IV. Berthold fährt mit Brigitta nach dem ersten Ufer, läßt seine Gemahlin dort zurück und setzt dann gemeinschaftlich mit Carl nach dem zweiten Ufer über: — — —, — — —, C B A, — — —. V. Auguste holt Brigitta ab: — — —, — — —, C B A, — — —. VI. Demnächst kehrt Brigitta zurück und fährt gemeinschaftlich mit Cäcilie zum zweiten Ufer: — — —, — — —, C B A, c b a. So sind denn alle glücklich unter Einhaltung der gestellten Bedingungen zum zweiten Ufer gelangt.

Wirtschaftsplaudereien.

Neuer Schneefläger mit Spiralfange. Unsere Abbildung zeigt einen neuen Apparat zum Schmelzen von Schneeflägen für Küchenzwecke.



Bezugquelle: Magazin des Königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Juni“.

Fig. 1. Kleid für junge Mädchen. Das aus hellem, bunt gemustertem und gestreiftem Foulard gefertigte Kleid besteht aus einem glatten, mit Spitze garnierten Rock und aus einer faltig arrangierten, hinten geschlossenen Taille.



Fig. 2. Kleid aus Crêpestoff. Farbiger leichter Crêpestoff, sowie weiße Spitze bilden das Material für dies hübsche elegante Kleid.



Bezugquelle der Modelle: Fig. 1 Bonwit u. Pittauer, Berlin, Behrenstr. 26a; Fig. 2 Mode-Bazar Gerjon u. Comp., Berlin.

Das ABC der häuslichen Kunst.*

Von Oskar Hülker.

Nachdruck verboten.

IV. Das Vergrößern.

Unsere Vorlagen und Illustrationen sind nur höchst selten in der richtigen, zu passenden Größe, wir sind daher gezwungen, dieselben je nach Bedarf zu vergrößern. Von den verschiedenen Methoden nehmen wir die beiden praktischsten heraus, das Netz und den Storchschnabel.

Die Vergrößerung durch das Netz ist eine mehr freihändige und wird sich überall dort anwenden lassen, wo wir keinen Vergrößerungs-Apparat haben, außerdem wird sie für sehr große Flächen unter allen Umständen die allein richtige sein.

Die Vergrößerung durch den Storchschnabel ist eine rein mechanische, die besonders bis zur vierfachen Ausdehnung für unsere Zwecke unersetzlich ist.

Nehmen wir zuerst das Netz. Die Originalzeichnung wird auf einen Bogen Papier, der etwas größer als die Zeichnung ist, auf das Reißbrett



Fig. 1.

Punkte in A auf D und die Punkte von B auf C. In diese Punkte stecken wir Nadeln (Fig. 2), nehmen dann einen Zwirnsfaden, knüpfen ihn an die erste Stachnadel auf Seite A und ziehen ihn nach 1 D, schlingen ihn hier einfach um, gehen nach der 2. Nadel herunter, legen ihn auch hier um und gehen nun nach Seite A zur 2. Nadel zurück u. s. f. Wir bekommen dadurch erstens parallel wagerechte Linien in der Breite und dann parallel senkrechte Linien in der Höhe und insulgedessen Quadrate, die sich sämtlich gleich sind.

Nehmen wir nun die Länge, welche uns unsere Arbeit vorschreibt und teilen diese in ebenso viele Teile, wie wir auf dem Original hatten, zeichnen uns die Linien B und C und übertragen auch hier dieselbe Anzahl Teile von A ab, so können wir die Endpunkte der Linie B und C verbinden, wir bekommen die Linie D und haben nun schon das richtige vergrößerte Flächenmaß.

Auf unserer Zeichnung brauchen wir aber kein Netz, wir ziehen uns mittelst Reißschiene und Winkel wagerechte und senkrechte Linien und haben beim Schluß ebenso viel Quadrate in Fig. 3 wie in Fig. 2, nur entsprechend größer. Wir nehmen nun einen Bleistift und sehen nach dem Original, in welchem Quadrat sich der erste Strich befindet, wie er das Quadrat durchschneidet und in welcher Richtung er liegt, und zeichnen ihn so in das neu konstruierte Netz. Wird die Arbeit zuerst etwas ungewohnt sein, so kommen

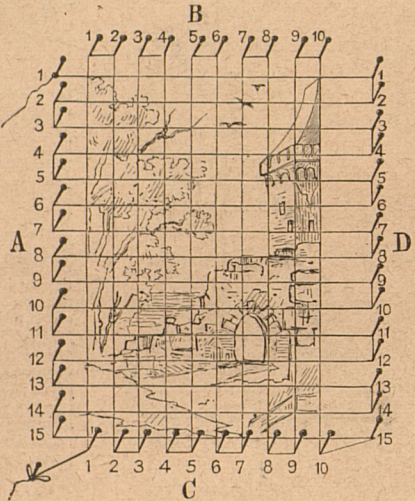


Fig. 2.

wir bald in Übung, das Auge lernt sehen, der Strich wird sicherer, und schließlich bekommen wir ein Augenmaß, welches uns leicht über alle komplizierten Stellen hinweghilft.

Die zweite Vergrößerungsart wird durch den Storchschnabel hergestellt. Unter vielerlei Namen hat er sich eingeführt, mehr oder weniger kunstvoll zusammengesetzte Maschinen sind entstanden und haben beim Laien und Dilettanten gerade das Gegenteil bezweckt von dem, was sie sollten, denn viele Exemplare wurden nach und nach zu hohen Preisen angekauft und liegen als unbrauchbare Stücke nutzlos im Schrank. Der Storchschnabel muß erstens sehr einfach, leicht brauchbar und sehr billig sein, wenn er seinen Zweck erfüllen soll. Von den vielen existierenden Stücken wird ein solcher praktischer Vergrößerungsapparat bei G. Vornann Nachf., Berlin C., Brüderstraße, für

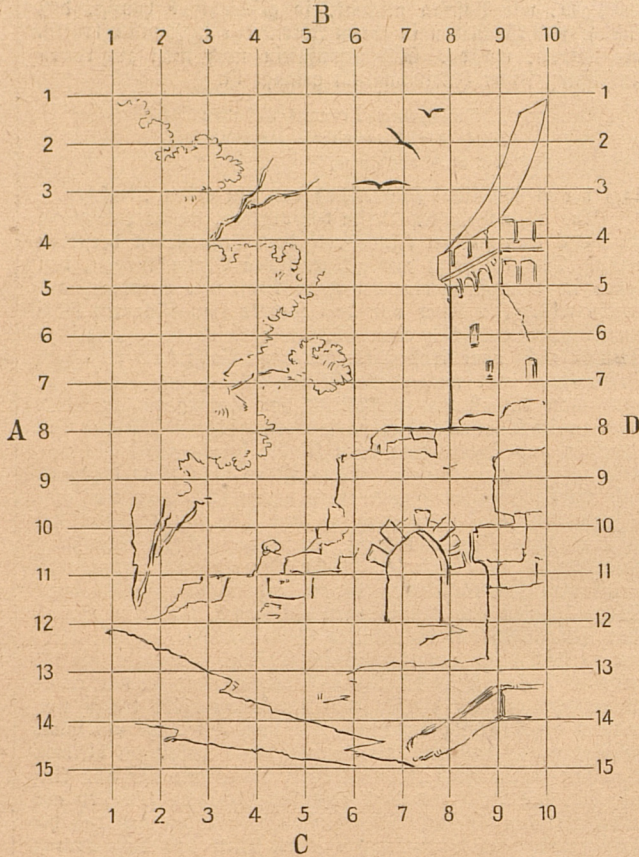


Fig. 3.

den Preis von einer Mark verkauft. Die größte Vergrößerung ist 4 1/2 mal, genügt also vollständig für unsere Zwecke (Fig. 4). Beim Gebrauch schrauben wir den kleinen Fuß, der mit zwei Schrauben versehen ist, auf die linke Ecke des Reißbrettes. Je nach der gewünschten Vergrößerung stellen wir die Schrauben a und b ein. Bevor wir den Storchschnabel für eine Arbeit benutzen, thun wir wohl daran, uns eine genaue Tabelle der Vergrößerungen anzufertigen.

Wir beginnen dabei folgendermaßen. Der Apparat ist auf dem Reißbrett befestigt, Schraube A und B werden in Nr. 1 geschraubt, auf dem Brett ist ein Bogen Zeichenpapier aufgesteckt, auf dem wir etwa ca. 15 cm vom Fuß des Apparates eine Linie von 50 mm Länge senkrecht ziehen. Im letzten Schenkel des Storchschnabelfußes setzen wir einen Bleistift Nr. 3 ein, heben denselben etwas an und dirigieren den Apparat so, daß der Metallspitz C auf den Anfangspunkt der Linie D E kommt. Mit dem Bleistift F drücken wir etwas auf, um die Stelle zu markieren. Alsdann leiten wir den Metallspitz nach dem Punkt E. Sobald er hier angelangt ist, drücken wir wiederum den Bleistift F auf und messen nun genau die Entfernung nach Millimetern. Nehmen wir an, das erste Maß waren 50 mm, die vergrößerte Linie giebt 65 mm, so schreiben wir in der Tabelle auf: Nr. 1 50:65 = 1 1/10 mal. Nun schrauben wir die Stellschrauben aus Nr. 1 in Nr. 2 und messen wiederum, notieren jedesmal die Differenz, so werden wir schließlich, wenn wir mit Nr. 10 die Arbeit beendet haben, eine ganz genaue Größenangabe für unsere weiteren Arbeiten haben. Auf Grund dieser Tabelle brauchen wir nicht mehr zu suchen, sondern stellen sofort nach der entsprechenden Größe den Storchschnabel ein. Es würden demnach nach der Tabelle 50:100 die doppelte, 50:150 die dreifache, 50:200 die vierfache Größe abgeben. Am Schluß des Artikels befindet sich die Tabelle.

Wollen wir eine Zeichnung vergrößern, so stecken wir das Original auf dem unteren linken Viertel des Brettes auf (Fig. 4), sodas der Metallspitz die vier Ecken des Blattes erreicht, daß zu gleicher Zeit der Bleistift auf dem Papier bleibt und hier auch die Vergrößerung angeht; geht der Bleistift dabei über den Rand, muß das Original höher, tiefer oder mehr nach der Seite gesteckt werden. Wir fassen nun den Bleistift mit der rechten

Hand, sehen aber nur nach dem Leit- oder Führungspitze, der das Original berührt, und führen dabei den Bleistift so, daß der Metallspitz den Konturen des Originals folgt. Bleistift und Metallführungspitze bleiben zur Vergrößerung stets in den angegebenen Schenkel. Ist die Zeichnung vergrößert, zeichnen wir sie klar, denn es wird mancher Strich sein, dem Rundung fehlt, auch manche gerade Linie, die man besser mit dem Lineal nachzieht.

Zur größeren Uebersicht geben wir hier die Tabelle des bei G. Vornann künstlichen Storchschnabelfuß:

Nr. 1 vergrößert	1 1/10 mal
Nr. 2	1 1/5
Nr. 3	1 1/3
Nr. 4	2
Nr. 5	2 1/2
Nr. 6	3
Nr. 7	3 1/2
Nr. 8	4
Nr. 9	5
Nr. 10	6

Da ein Verkleinern nur in den seltensten Fällen vorkommt, so sei nur kurz erwähnt, daß das umgekehrte Verhältnis des Netzes ebenso wie das Umkehren des Blei- und Metallspitzes die Verkleinerungen entsprechend den Vergrößerungen bewerkstelligt.

V. Schluß.

Mit den vorstehenden Betrachtungen haben wir die wichtigsten Grundprinzipien für das Bearbeiten aller derjenigen Gegenstände, welche die häusliche Kunst betreffen, gebracht, und doch fehlt uns noch einiges. Da ist noch zu erwähnen:

1. Daß bei jeder Ausführung die allergrößte Sauberkeit und Ordnung notwendig ist. Die sogenannte künstlerische genaue Lieberlichkeit müssen wir mit aller Strenge zu vermeiden suchen. Ein sehr hübsches parodierendes Sprichwort heißt bei den Künstlern: Zeige mir deine Palette und ich sage dir, wer du bist.

2. Daß wir bei Anfertigung aller Arbeiten die größte Sparsamkeit, betreffs des Materials wie des Werkzeugs, zu beobachten haben. Wenn Arbeiten für unsere Kunst Wert haben sollen, muß diese Kunst von uns dauernd gepflegt werden können, wir sind jedoch nur imstande, immerwährend derartige Arbeiten anzufertigen, wenn die Materialien nicht zu teuer sind, also auch unsere petunariischen Mittel nicht überdauern.

Wir müssen stets daran denken, daß ein feines Tannen- oder Ahornholz sich ebenso schön malen läßt, wie ein Oliven- oder Cedernholz, und daß ein gemaltes Service auf gutem, glattem Porzellan uns dieselbe Freude macht, wie ein solches auf durchbrochenem Material, und schließlich, daß ein verfilberter Zirkel keinen besseren Kreis schlägt, als ein Instrument von Messing oder Nickel.

3. Daß es in unserem eigensten Interesse liegt, alle Nebenarbeiten, die zu der Hauptarbeit gehören und zu denen unsere Kraft ausreicht, selbst anzufertigen und

4. Daß wir viel zeichnen, daß wir richtig zeichnen!

Es wird deshalb stets von Vorteil sein, wenn kunstliebende Damen nicht nur malen, sondern sich auch im Zeichnen üben. Wer zeichnen kann, wird das Malen bald erlernen, wer nur malt und nicht zeichnen kann, wird stets nur Mangelhaftes leisten.

Wenn Damen irgend ein paar Stunden wöchentlich Zeit haben, sollten sie einen praktisch zusammengedrehten, kurzen Zeichnungskurs bei einem tüchtigen Lehrer oder einer Lehrerin durchmachen. Dieser Unterricht darf nicht ermüden, er muß den Geist anspannen und beleben und soll durch richtige Anwendung zum selbständigen, freien Schaffen führen.

Ein derartiger Kursus müßte folgendes enthalten: Ornamentzeichnen mit den notwendigsten Hilfswerkzeugen; Zeichnen nach Körpern, die Gegen-

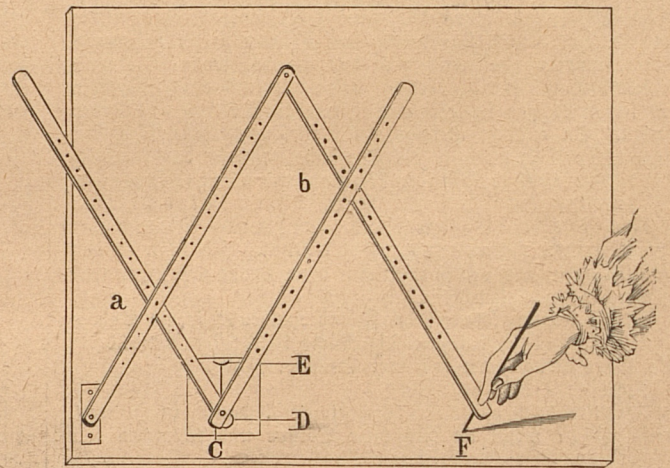


Fig. 4.

stände im Haushalte besonders berücksichtigend; Landschaftszeichnen nach Vorlagen und nach der Natur, in inniger Verbindung mit der praktischen Perspektive.

Der Gesamtkursus müßte in fünf bis sechs Monaten bei zwei bis drei Stunden wöchentlich abgeschlossen sein und würde jeder weiterstrebenben Dame sicher die Grundlage zu größeren Arbeiten geben.

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnentenkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Angabe, wo der Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Verschiedenes. Genia (Ungarn). Die Dame wohnt in Schweidnitz, Waldenburgerstraße 17.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. A. F. in Stockholm. Ueber die Wäsche von wollenen Unterkleidern u. s. brachten wir schon in früheren Jahrgängen des „Bazar“ Rezepte, nach denen die Gegenstände gereinigt werden können, ohne sich zusammensuziehen. Gut bewahrt hat sich auch folgende Vorschrift. Die in einem schwachen Sodawasser einige Stunden hindurch eingeweichten und oberflächlich ausgereinigten Wäschestücke bringt man 1/2-1 Stunde hindurch in ein gut zugedecktes Gefäß mit 30° R. warmem Seifenwasser, welchem auf das Liter 10 g Salmiakgeist zugesetzt sind und reinigt sie dann, indem man sie mehrmals durch die Hand streift. Man darf sie nicht reiben, da sie hierdurch fälsig und hart werden. Sollten die Gegenstände durch diese Behandlung noch nicht völlig gereinigt sein, so wiederholt man dieselbe in einem ähnlichen, aber etwas schwächeren Bade und spült schließlich in reinem, lauwarmem Wasser gut aus.

Gaushalt und Küche. G. E. in R. Die Darstellung von „Milchbohner“ verlangt eine gelübte Hand. Es müssen zu diesem Zweck 100 Gramm gelbes Wachs mit der fünfmaligen Menge Wasser über freiem Feuer gekocht und dabei nach und nach 1 1/2 Gramm reine Pottasche (nicht mehr!) eingebracht werden. Darauf legt man 10 Gramm Lavendelöl hinzu und rührt oder schüttelt das Ganze bis zum Erfalten, worauf man es mit Wasser bis zu einem kilo Gewicht ergänzt kann.

L. v. F. in Dr. Den Viktoriatöcher der Firma Friedr. Langenhan in Bella St. Waffel (in Thüringen) erhalten Sie in allen größeren Geschäften für Küchengeräte. Auch dieser Spiritus, Schnell- und Spartoöcher wird als praktisch gerühmt.

B. S. in M. Unter den im Handel befindlichen Apfelweinsorten giebt es, wie überall, gute und schlechte, verälschte und reine. Der muffige, schimmelige Geschmack vieler Apfelweine rührt davon her, daß zum Pressen der Äpfel nicht ausgekocht, schimmelreife, sondern angefohene (angeantel) Äpfel, besonders Fallobst verwendet wird. Ein guter Apfelwein darf den Nebengeschmack, den ihm angeantelte Äpfel geben, durchaus nicht besitzen, derselbe überträgt sich auch auf die Speisen, die man etwa damit zubereitet. Zur Herstellung von Apfelweingelee verfährt man nach folgendem Rezept. Man zerhackt 30 Gramm rote Gelatine in kleine Streifen und übergießt

sie unter Zugabe von 1 Pfund Zucker mit einer Flasche Apfelwein in einem Topfe. Letzteren stellt man in ein Wasserbad (Marienbad) auf das Feuer, füllt noch die Schale und den Saft einer großen Citrone hinzu und rührt mit einem silbernen Löffel so lange, bis die Gelatine völlig zergangen ist; zuletzt giebt man noch einen Löffel voll Acal hinzu, gießt die heiße Masse durch ein Mullläppchen in Glasküßeln und bringt letztere zum schnellen Erfahren sofort in einen kalten Raum oder auf Eis. Einen vorzüglichen Apfelwein liefert Hugo Hennig in Dresden-Neustadt.

E. I. in W. Die gewöhnlichen, auch holländischen Waffeln, welche warm genossen werden, kann man nach folgendem Rezept bereiten. In 1/2 Liter ungedogter Milch zerquickt man sechs Eier, bringt nach und nach 130 bis 136 Gramm feines, gestiebtes Mehl, die auf Zucker abgeriebene Schale einer halben Citrone, eine Prise Salz und 125 Gramm zerlassene Butter hinzu, rührt alles sehr gut durcheinander, läßt den Teig eine halbe bis ganze Stunde ruhen, damit das Mehl ausquellen kann, und bäckt dann die Waffeln auf dem Waffeleisen über Holzfeuer oder Holzstohlenfeuer, am besten über einem sogenannten Ringfeuer auf einem eisernen Herd. Das Waffeleisen wird vorher mit einer Speckschwarte oder einem in ein Lappchen gebundenen Stückchen Butter ausgestrichen, worauf man den Teig löffelweise hineinhaut, das Eisen langsam schließt und die Waffeln erst auf einer, dann auf der anderen Seite einige Minuten über dem Feuer hellbraun bäckt. Die mit einem Messer losgesägten Waffeln werden gewöhnlich mit Zucker und Zimmt bestreut vorgelegt.

Abonn. G. E. in B. Das folgende Rezept zur Bereitung von Karlsbader Oblaten ist uns von einer Leserin mitgeteilt. Zu 15 doppelten Oblaten nimmt man 2 Seidel oder 7 Deciliter Mehl, 2 Eigelb, zwei Seidel Milch, schlägt alles gut durcheinander, gießt 1/2 Löffel von dieser dünnflüssigen Masse in das mit zerlassener Butter bestrichene Eisen und bäckt über Holzstohlenfeuer. Sind sämtliche Oblaten gebaden, so bestreicht man die eine Seite derselben mit Butter und bestreut sie mit einer Mischung, bereitet aus 250 Gramm mit etwas Vanille (oder Vanillin) zerriebenen Zucker und 125 Gramm geschälten und fein gehackten Mandeln, nebst etwas Zimmetpulver, gut durcheinander gemischt. Schließlich legt man eine zweite Oblate auf das Streupulver und giebt die Doppeloblate, wenn auch nur für kurze Zeit, wieder zum Baden in das Eisen. Ein anderes Rezept zu gefüllten Oblaten entnehmen wir Webers Universal-Rezeptur der Kochkunst. 1/2 kilo sehr feines Mehl wird mit 1 Liter Rahm oder guter Milch ganz glatt verührt, mit 125 Gramm Zucker, der abgeriebenen Schale von einer Citrone und einem Theelöffel Salz vermischt und der Teig löffelweise zu Oblaten verbadet, die man jedesmal, wenn sie aus dem Eisen kommen, zwischen zwei saubere Holzstübe legt, damit sie ihre ebene Fläche bewahren. Wenn der Teig verbadet ist, reibt man 125 Gramm geschälte, im Ofen überrothete Mandeln auf dem Reibeisen, vermischt sie mit 125 Gramm gestohlenen Zucker und etwas Zimmt, bestreut eine Oblate damit, deckt eine andere darüber, legt beide zusammen nochmals in das heiße Eisen und bäckt dasselbe einige Sekunden über das Feuer, sodas der dazwischen gestreute Zucker schmilzt,

ohne jedoch zu verbrennen. Ebenso kann man mit Vanillezucker gewürzten Eiweißsüßee dünn zwischen je zwei Oblaten streichen und dieselben dann einige Sekunden in dem Eisen über das Feuer halten.

Kosmetik und Gesundheitspflege. W. S. in D. Frottierbürsten vorzüglicher Qualität fertigen Engeler und Sohn, Hoflieferanten, Berlin, Behrenstraße 36. Es sind sowohl sehr dauerhaft gearbeitete Handstücke, als mit Handhaben versehene Streifen, zum Selbstfrottieren des Rückens bestimmt. Die Bürstenseite ist mit turzgeschlittenen, dichtstehenden Borsten besetzt. Beim Gebrauch ist für größtmögliche Reinhaltung der Frottiermittel (öfteres Waschen mit schwarzer Seife und Wasser), sowie für Aufbahrung derselben in staubfreien Gefäßen zu sorgen, da andernfalls die überall vorkommenden Pilzkeime beim Frottieren in die Haut eingebracht werden und Veranlassung zur Bildung von Hautgeschwüren (Furunkeln) geben können. Denn solche Geschwüre rühren, entgegen einer allgemein verbreiteten falschen Meinung, nicht von unreinem Blut her, sondern gelangen von außen in die Haut; am leichtesten wenn auf derselben kleine Haarbalg-entzündungen, Pickel u. s. vorhanden sind. — Die von Heine in Charlottenburg nach einem Verfahren des Professor D. Liebreich hergestellten centrifugierten Seifen gehören zu den mildesten, durch ihre absolute Neutralität die Haut nicht angreifenden Seifen. — Bezüglich des Lanolin haben wir früher ausführlicher dargelegt, daß es als natürliches Hautfett der menschlichen Haut durchaus zuträglich ist und vermöge seiner Fähigkeit, leicht von der Haut aufgenommen zu werden, vor allen übrigen Fetten den Vorzug besitzt. Eine besondere schätzenswerte Eigenschaft des Lanolins ist seine Haltbarkeit an der Luft, d. h. es wird nicht wie andere Fette ranzig. Das wasserfreie (anhydrierte) Lanolin wird in der Kosmetik gewöhnlich verwendet Seine Eigenschaft, viel Wasser (bis zum Doppelten des Gewichtes) aufzunehmen, macht das Lanolin für die Kosmetik besonders wertvoll, weil in der Emulsionsform sowohl das Fett wie auch in Wasser lösliche mekamentöse Zusätze von der Haut viel leichter aufgenommen werden, als solche Salben, die mit wasserfreien Fetten dargestellt sind. Goldcrem enthält zwar auch viel Wasser, aber nur aufgeschwemmt, nicht emulgiert, scheidet es daher bei längerem Stehen leicht ab und hat außerdem gegenüber dem Lanolin den Nachteil, leicht ranzig zu werden. Aus Lanolin bereitete kosmetische Präparate, Crèmes u. s. sind durchaus unschädlich, auch bei täglichem Gebrauch.

Die nächste Nummer (Nr. 23) erscheint in 14 Tagen.

Da der „Bazar“ vierteljährlich 12mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Sterzu koloriertes Stahlstich-Wochenbild „Juni“.